

Abend -



Zeitung.

Zwei und dreißigster Jahrgang.

13.

Donnerstag, am 30. März 1848.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder.

Lied eines deutschen Mädchens.

Ich bin ein deutsches Mädchen!  
Mein gutes, edles, stolzes Herz  
Schlägt laut empor  
Beim süßen Namen: Vaterland!

Ich bin ein deutsches Mädchen!  
Jorn blickt mein blaues Aug' auf den,  
Es haßt mein Herz  
Den, der sein Vaterland verräth!  
Klopstock.

Einen Censor sollt' ich frei'n?  
Den die Welt verflucht und ächtet?  
Sollt' ihm die Gehilfin sein,  
Wenn er frech das Wort uns knechtet?  
Weich' hinweg, Du schöner Wicht,  
Einen Censor mag ich nicht! —

Einen Censor sollt' ich frei'n?  
Der mein armes Volk zertreten,  
Und voll Trug und Heil'genschein,  
Noch es wagt zu Gott zu beten.  
Weich' hinweg, Du schöner Wicht,  
Einen Censor mag ich nicht!

Einen Censor sollt' ich frei'n?  
Ihm mich weih'n mit Leib und Leben?  
Nein! Dem freien Mann allein  
Sei das deutsche Weib ergeben!  
Weich' hinweg, Du schöner Wicht,  
Einen Censor mag ich nicht!

Einen Censor sollt' ich frei'n?  
Sollte Frau Censorin werden?  
Sollt', wie er, belastet sein  
Mit dem Fluch der weiten Erden?  
Weich' hinweg, Du schöner Wicht,  
Einen Censor mag ich nicht!

Einen Censor sollt' ich frei'n?  
Wähl' die Hexe er zum Weibe,  
Mutter seiner Brut zu sein,  
Schon verflucht im Mutterleibe!  
Weich' hinweg, Du schöner Wicht,  
Einen Censor mag ich nicht!

Einen Censor sollt' ich frei'n?  
Lieber will ich eh'los sterben!  
Lieber eine Nonne sein  
Und im Klosterhaus verderben!  
Weich' hinweg, Du schöner Wicht,  
Einen Censor mag ich nicht!

Einen Censor sollt' ich frei'n?  
Lieber gleich mein Dasein enden!

Lieber sterben, treu und rein,  
Als des Weibes Ehre schänden!  
Weich' hinweg, Du schöner Wicht,  
Einen Censor mag ich nicht! —  
W. Th. Sehring.

### Drei Blätter der Sibyllinischen Bücher aus Oestreich.

(2 Bände. Hamburg. Hoffmann u. Campe.)

#### I.

Das politische Bürgerthum des Oest-  
reicher's.

A toutes les gloires de la France.

So lautet die Inschrift am Frons des Schlosses zu Versailles, die jedes dem Scepter Frankreichs unterthänige Herz mit höhern Pulsen schlagen macht. Durch diese Worte ist das früher bloß zur Vergnügung der Bourbonen bestimmt gewesene Prachtshloß die Walhalla Frankreichs geworden, der geweihte Altar der französischen Geschichte, ihre in Stein gehauene oder von der Palette verherrlichte Chronik, die Halle des Ruhmes und Nachruhmes aller Franzosen, die irgend Großes in irgend einer humanitarischen oder dem Staate nützenden Beziehung leisteten.

Durch die Walhalla an der Donau vermeinte Baiern sich zum Nebenbuhler Preußens in der deutschen Volksgunst aufschwingen zu können. Doch der Kunstgriff, den deutschen Michel durch sein Ehrgefühl und seine Eitelkeit zu Gunsten Baierns zu fördern, mißlang, Dank sei es dem Stockjesuitismus, der die Wittelsbachische Inspiration verfälschte.

Nebst Versailles und dem Pantheon, dem Leichenhose französischen Ruhmes, ist noch die Akademie der Wissenschaften zu Paris, im Jahre 1666 von Colbert gestiftet und 1699 durch königliche Ordonnanz bestätigt, die Walhalla des lebenden Forschungsgeistes der Franzosen.

In diesen drei Fixsternen am Firmamente der Geschichte Frankreichs fließen die Lichtstreifen zusammen, welche Elsaß, die Normandie, Bretagne, Flandern, Burgund, die Provence und Aquita-

nien, welche deutscher, fränkischer, gallischer, italienischer und spanischer Geist ausströmen. Der Elsasser wie der Baske, der Britte wie der Provencale, der Normanne wie der Ballone, Alle sind gleich stolz auf den Vorzug, Franzosen zu heißen, Bürger Frankreichs zu sein. „Je suis français,“ so klingt es von den Lippen aller dieser verschiedenen Nationalitäten zusammen, die in dem, von der Machtfülle des Bürgerkönigthumes getragenen Nationalbewußtsein den Brennpunkt ihrer Vereinigung finden. Jeder Franzose besitzt politisches Ehrgefühl.

Kein Ungar, kein Böhme, kein Pole, kein Lombarde, kein Tyroler, nicht einmal der Steyrer, kein Venezianer, kein Myrier bringt es über das Herz, zu antworten: „Ich bin ein Oestreicher.“

Wo ist die Halle, den Glorien des östreichischen Kaiserstaates heilig? Wo sände sich in einem der östreichischen Nationalen genug politisches Ehrgefühl, das ihn zu der Antwort begeisterte: „Ich bin ein Oestreicher.“ Selbst der im Erzherzogthume Oestreich Geborene giebt lieber als Antwort: „Ich bin ein Wiener — aus Linz — oder ein Welsler.“

Instinktiv scheint also jeder Oestreicher einem Fremden gegenüber, dessen politische Ueberlegenheit ihn drückt und verkleinert, der Schande eines solchen Geständnisses ausweichen zu wollen. Lieber nennt er seine Nationalität speciell, um dem Fremden einen richtigern und bessern Maasstab zu seiner individuellen Beurtheilung an die Hand zu geben.

Der Kaiserstaat zählt wohl achtunddreißig Millionen Unterthanen, aber nicht einen politischen Bürger, nicht einen Menschen, der aus moralischen und historischen Gründen als Oestreicher stolz sein könnte, der sich seiner Selbstständigkeit bewußt sein, sich ihrer freuen und rühmen dürfte.

Wie schlecht hat also die Monarchie ihr Geschäft verstanden! Der östreichische politische Begriff der Monarchie zerrinnt in dem Dunstkreis des Hofes, in der Atmosphäre der ausgebeuteten dynastischen Selbstsucht, aus welcher die belebenden Elemente des Sauer- und Wasserstoffes von den privilegierten Chemikern gezogen werden, so daß den Monarchen nur der Stickstoff bleibt. In

diesem kann keine Flamme brennen; der Genius Josephs ist darin verloschen. Und so zeigt sich auch das Bild des Monarchen nur matt leuchtend, als ein Nebelflecken, dem Volke, das eine Sonne sehen soll und sehen will; nur als Reflector der Souverainetät, für den das Licht die privilegirten Chemiker bei den erforderlichen Gelegenheiten gratis hergeben.

## II.

### Die neue Akademie.

Großbritannien hat eine Ruhmeshalle in der Westminster-Abtei, in der Paulskirche — die Republik Venedig hatte sie in seiner Frari, in der Giovanni e Paolo-Kirche — so hatten sie Nürnberg, Aachen und Köln, wie die ältern italischen Republiken, gleichfalls in ihren Kirchen. — Und Oestreich? Doch stille! Oestreich hat seine neue Akademie der Wissenschaften jährlich mit der großen Summe von hunderttausend Franken dotirt! Ihre Mitglieder sind aber keine Akademiker, sondern kaiserlich-königliche Regierungs-Räthe, weil nur ein k. k. Rath — vielleicht wird man auch den Titel geheimer Akademiker erfinden, wie es geheime Räthe giebt — noch geschiedter als ein Akademiker sein kann. Philosophie und Moral, die Schlüsselsteine des wissenschaftlichen Gewölbes, sind ausgeschlossen. Der bindende Geist, das belebende Princip ist verbannt; das Durchfühlen der Gottheit im Steine wie im Menschen, der chemisch-anatomische Begriff des Seins, die Polaritäten des Gehirnes und des ganzen Organismus als Lebensachse, wie Wiege und Sarg als Geschwister neben einander stehen, mit einem Worte Alles, was zur Philosophie und Moral der Wissenschaften führt, ist hart verpönt, und darum auch die Geschichte! Dieselbe Geistlichkeit, welche Litaneien und Catechismen redigirt, derselbe kurzfristige Beamten-Egoismus, der im Trüben fischt, haben es so gewollt; also sei es. Doch stille! Oestreich hat seine Akademie der Wissenschaften; die Wiener Zeitung und der Beobachter haben es gesagt, die Sonntagsblätter haben es roth gedruckt, und die Augsburger hat es nachgejubelt. Und zu einer solchen, von Pfaffen und Aristokraten, octroyirten Akademie hat der Hof ja genickt. Doch kann ein Licht in Stickstoff bren-

nen? Diese Akademie, ein todtgebornes Kind, ist die letzte Leuchtrakete, welche Metternich steigen läßt, um dem über das schlecht abgebrannte Feuerwerk seiner Regierung schimpfend und murrend auseinander gehenden Publikum ein letztes Ach! abzugewinnen. Sie ist das dürre, letzte Lorbeerblatt an dem Kranze, den ihm die deutsche Presse, die er stets knebeln wollte, vom Haupte reißt; der letzte Versuch, sie zu versöhnen, die zürnende, über die tausendfältige Schmach Oestreichs, über die Winkelzüge seines Cabinets gegen Deutschland. Der arme Mann! Mitleidig schauen wir dem wankenden Greise am Grabebrande nach, der sich jetzt gestehen muß, sein ganzes Leben umsonst gearbeitet zu haben; der am Abende seiner Tage, wo er nur Zedlig'sche, Sporschil'sche und Groß-Höffinger'sche Hymnen zu vernehmen hoffte, durch das rächende Schicksal verdammt ist, den schwirren Charivari der deutschen Presse, das Hohnzischen und das Pfeifen des getäuschten Publikums hören zu müssen. Doch Friede seiner Asche, da er ohnehin nicht mehr unter die im Geiste des Jahrhunderts Lebenden gehört! Bei der am 16. Juni stattgehabten Enthüllung des Monumentes Kaiser Franzens dürfte er sich selbst seinen Schwanengesang, so höchst parlamentarisch, vom Blatte gelesen haben.

## III.

### Der Oestreicher im Holzschnitt.

Der Oestreicher ist der deutsche Michel im Holzschnitt, nur noch ärmer, kleiner, gedrückter und gefinnungsloser. Doch wie könnten politische Gesinnung und politisches Ehrgefühl ohne die Uebersetzung bestehen, die innere Kraft und Mühsigkeit in eine für Millionen nützliche und vor Millionen leuchtende Bahn lenken zu können?! In Oestreich ist es Zufall oder herbe Nothwendigkeit, wie z. B. bei dem Freiherrn von Kübel, daß man einen Tüchtigen hinauf bringt; und dies aus keinem andern Grundsatz, als, weil plebejische Tüchtigkeit unbequem ist, und der aristokratischen Untüchtigkeit, die sich überall recht breit macht, und nur das Steuer an der von den Plebejern geruderten Staatsbarke führen will, Platz, Brot und gnädige Patronanz nehmen würde. Und wie soll-

ten Sicherung und Gessnung, Aufopferung und Selbstbewußtsein in die Klassen hinter Adel, Geistlichkeit, Militair und Beamten kommen, wenn gedachte patriotische Tugenden gerade den Bessern selbst fehlen; und wenn die niedern Klassen nur zu deutlich fühlen, daß sie zu Nichts auf der Welt da sind, als Steuern zu zahlen, und daß ihnen kein politisches Recht, ja nicht ein Mal das erste aller bürgerlichen Rechte, das der persönlichen Freiheit, zusteht?!

### Die Neuvermählte. \*

Motto: Schlaf wohlgemuth im angeerbten Haus,  
An der Gewohnheit, des Gesezes Brästen;  
Doch diese freigewordne saugt dich aus,  
Ach! und vergiftet dich mit ihren Lüsten.

Karl Beck.

Du kannst nicht rings verschleudern Blumen-  
gaben

und doch behalten deinen vollen Kranz.

Fr. v. Salet.

In den Abendstunden des folgenden Tages trat die junge Baronin mit ihrem kranken Herzen und einem, wie es ihr schien, schon hundertjährigen Schmerz in die Schatten der Linden und Akazien, die einst ihr so stolz getragenes und jetzt schon gebeugtes Haupt mit ihren Blüthen wie in trügerischer Vorbedeutung überschüttet. Adele war, als sie die breite Lindenallee durchschritt, welche zu ihrem und Jacomir's frühern Lieblingsplätzchen führte — da war sie in einer Aufregung, die jeden Nerv in ihr in fibrirende Bewegung setzte. Ihre Kniee wollten sie kaum noch zu dem Ziele tragen, das sie aus selbstquälerischer Lust sich gesteckt, und als sie den Springbrunnen erreicht, bei dessen monotonem Geplätscher die jetzt so gänzlich vereinsamte Frau dem Glücke der Vergangenheit ein Erinnerungsoffer bringen wollte, da sank sie erschöpft auf die grüne Moosbank und dachte jenes Abendes, wo sie, ihren brennenden Kopf wie eben jetzt an den kühlenden Marmor der Muschel gelehnt, vergebens auf Jacomir's

\* Bruchstück aus dem nächstens erscheinenden Romane: die Todt-Lebendigen, von Ida Frick.

Rückkehr von Lea gehofft. Auch heute schweiften ihre Blicke wieder wie damals nach dem Gebilde ihrer seltsamen Phantasie, der Pallas-Athene, hinüber, und ihr graute in diesem Augenblicke vor diesem kolossalen Weibe, von dessen Spindel und Webschiff die von der Sonne durchzitterten Wasserstrahlen wie der Feuerstrom der Fabelwelt herabschossen. Wie von einem unheimlichen Gaste träumend stierten Adelen's fieberglühende Augen nach dem Medusenantlig auf dem Schilde der Minerva und sie konnte es nicht hindern, daß ihre grausame Phantasie das Antlig des ihr widerwärtigen Gatten mit jener häßlichen Frage identifizierte. Die Träumerei von damals schien sich nun verwirklicht zu haben, und fast fühlte sie sich versucht, dem Wahne an ein zweites prophetisches Gesicht sich hinzugeben. Die goldglitzernde und doch so unheimliche Herrlichkeit jenes dämonischen Abendes, die Gewalten des Ehrgeizes und des Hasses, die damals neben der Angst um Jacomir's Verlust ihre Seele bis an die Grenze des Irrensinn's trieben — Alles kehrte in diesem Augenblicke mit verstärkter Gewalt in das Erinnerungleben der Unglücklichen zurück, und was sie seitdem erlangt und was sie verloren, stellte sich ihr im grellsten Contrast gegenüber. Gewonnen — eine Hand voll Gold, — sprach sie halblaut vor sich hin — verloren — ihn und mich selbst. Sie verhüllte laut weinend das Antlig in ihr Tuch, und wieder wie an jenem Abende hörte sie auch heute die im Sande knisternden Schritte, welche immer näher kamen, nicht, und erst als Jacoba, von Absicht oder Zufall herbeigeführt, an ihrer Seite stand, schrak die beklagenswerthe Frau aus ihrer Betäubung auf.

Der Eindruck, den diese plötzliche Zerstörung der Gewißheit gänzlichen Alleinseins in der Seele der aufgeschreckten Frau hervorrief, möchte fast ein convulsivischer zu nennen sein. Sie zitterte am ganzen Körper, wollte aufstehen und mit einer nichtsagenden Entschuldigung der verhassten Erscheinung entfliehen; aber zu Allem, was sie wollte, fehlten ihr die physischen Kräfte. Wie zermalmt sank sie auf ihren Sitz zurück und mußte es willenlos geschehen lassen, daß die Jüdin mit der Behaglichkeit eines Schergen, der nun endlich seines Opfers gewiß ist, neben ihr Platz nahm.

Ich freue mich, meine werthe Frau Baronin, — nahm Frau Meier mit einem graciöſen, aber nachläſſig vornehmen Neigen des Kopfes das Wort — ich freue mich außerordentlich, daß Sie mir vor Ihrer Abreise wenigſtens ein einziges Mal die Ehre Ihres Beſuches ſchenken und ich preiſe den Zufall, der mich einen Tag früher als ich es beabſichtigt, nach Hauſe zurückführt.

Ich glaubte meinen Bruder hier zu finden! — war Alles, was Adele endlich mit vieler Anſtrengung hervorbringen konnte, und die conventionelle Nothlüge ſtand ihr mit kalten Perlen des Angſtſchweißes auf der Stirn geſchrieben.

Si, wie pädagogiſch! — rief Jacoba mit einem Lächeln, deſſen Ironie zu dieſen funkelnden Augen wahrhaft fürchterlich ſtand. — Ich ſehe wohl, die Frau Baronin wollen mich nicht allzu ſtolz machen, und wäre ich ſchon ein artiges Kind, ich müßte für dieſe wohlwollende Mäßigung meines Glückes mich dankbar erweiſen. Aber wie ich da vor Ihnen ſiße, meine gnädige Frau, ſehen Sie ein noch recht uncultivirtes Kind des Volkes, Sie ſehen einen ausgearteten Sprößling der Variastämme vor ſich, und dürfen ſich alſo nicht wundern, wenn ich das ſo unerwartet als ſelten mir gebotene Glück mit beiden Händen erfaſſe. Kurz und gut — ich habe den Wagen der Frau Baronin fortgeſchickt und ſie auf dieſe Weiſe zu meiner Gefangenen gemacht.

Das war ein Donnerſchlag für Adelen. Sie erhob ſich mit allem ihr eigenen Stolz und beſah die ruhig neben ihr ſitzenden Frau, augenblicklich ihren oder einen andern Wagen herbeizuschaffen.

Ich bin in Verzweiflung, Ihren Wünſchen nicht ſogleich nachkommen zu können — erwiderte die Jüdin mit boſhaftem Phlegma. — Als ich in meinem Miethwagen hier ankam und die Equipage des Herrn Barons — ſie betonte dieſe zwei Worte ſo ſcharf und ſchneidend, daß Adele heftig zuſammensubr — an meiner Villa halten ſah und auf mein Befragen die Anweſenheit der Frau Baronin erfuhr, da konnte ich doch nicht denken, daß dieſer Beſuch mir vielleicht gar nicht gelten ſollte. Ich pries, wie geſagt, meinen Glückſtern und ſcheuete die kleine unſchuldige Liſt nicht, daß ich im Namen der gnädigen

Frau die Equipage auf eine Stunde hinüber in den Gaſthof ſchickte.

So gehe ich die halbe Stunde zu Fuß! — ſagte Adele, und auf das Bittern ihrer Kniee nicht achtend, grüßte ſie vornehm mit der Hand und that einige Schritte nach dem Ausgange des Gartens zu. Aber Frau Meier holte ſie flüchtigen Fußes wieder ein, legte vertraulich den zitternden Arm der ſtolzen Frau in den ihren und erklärte, daß ſie das nun und nimmermehr zugeben könne. Erſtlich ſei der Weg ſeit dem vorgestrigen Regenguß kaum zu paſſiren, am wenigſten für die ſeidenen Stiefeletten der Frau Baronin, und dann, wenn ſie auch nach dem Wagen ſchicken wollte, ſtehe ihr in dieſem Augenblicke, wo der Gärtner abweſend ſei, nur ein hinkender Bote oder eine alte keuchende Wirthſchafterin zu Gebote, und ehe dieſe nach dem Gaſthofe gelangen würden, wäre die Equipage gewiß ſchon auf dem Wege.

Was war da zu thun? Adele mußte ſich in ihre Gefangenſchaft, und zwar ſchon aus dem Grunde um ſo mehr ergeben, als ſie recht wohl fühlte, ſie dürfe ihren Kräften weder den kurzen aber beſchwerlichen Fahrweg, noch den ausgedehnteren Fußpfad zumuthen. Kaum konnte ſie die wenigen Schritte bis zu der Moosbank zurück ohne die Unterſtützung ihrer ſchadenfrohen Wirthin gehen und doch hatte ſie mit einer Haſt, als ob eine Schlange ſie geſtochen, ihren Arm aus der der Jüdin geriffen, ſobald dieſe ſich ihr als Stütze aufgedrängt.

Ich habe ein kleines goüter auf den Balkon bringen laſſen, — ſagte Jacoba, nachdem ſie wieder neben der Baronin Platz genommen. — Es würde mich ſehr glücklich machen, wenn die gnädige Frau mein Haus — das Geſchenk einer lieben Freundin, deren Namen Sie gewiß errathen — mit ihrem Fuße beehren wollten.

Adele lehnte mit einer höflich kalten Verneinung ab.

Es würde Ihnen vielleicht von Intereſſe ſein, — ſprach die Weinigerin weiter — die Zimmer zu ſehen, welche Lea in dem Ihnen ſo bekannten Hauſe bewohnt hat. Ich habe Alles ſtehen und liegen laſſen, wie das liebe ſchöne Mädchen es verlaſſen, und es ſollen dieſe Räume ewig als eine

theure Erinnerung in diesem Zustande von mir erhalten werden.

Wenn ich bitten darf, — unterbrach die Baronin den Redefluß der Jüdin — kein Wort weiter von jenem Mädchen, noch von Herrn Tomson.

Ich kann mir denken, daß Lea von großem Interesse für die Frau Baronin sein muß, — fuhr Frau Meier, Adels Verbot scheinbar überhörend, in ihrer Apotheose fort — denn es ist, als ob es das Schicksal darauf abgesehen hätte, sie Ihnen zur Schwägerin zu geben. Herr Haarberg ist nur weniger glücklich, aber keineswegs weniger verliebt in das tolle Mädchen, als Herr Tomson, und wenn sich noch ein dritter Bruder zu Ihnen gefunden, wer weiß, was dann wieder geschehen wäre.

Ich sehe schon, — sagte die Baronin mit schneidender Kälte — das Amt eines Kerkermeisters, das Sie sich in Bezug auf mich angemacht, genügt Ihnen noch nicht. Sie wollen versuchen, ob sich nicht ein wenig Folterknecht noch so nebenbei spielen läßt. Aber im Treffen wunder Stellen sind Sie doch nicht allzu geschickt, meine beste Frau, denn Sie haben nicht bedacht, daß ein Bruder mich niemals zwingen kann, ein Geschöpf, das zu heirathen ihm beliebt, auch als Schwester selbst dann anerkennen zu müssen, wenn ich es verachte.

Die Schranke der Mäßigung war mit diesem letzten Worte gefallen. Jacoba's leidenschaftlicher Charakter warf jetzt die lange schon ihr lästige Maske völlig ab. — Sie haben vergessen, gnädige Frau, — sagte sie, als Adele schwieg — daß Sie von einer Abwesenden, also von Jemand sprechen, der sich nicht vertheidigen kann. Ich aber werfe mich in diesem Augenblicke Ihnen gegenüber zum Anwalt der von Ihnen Geschmähten auf, und wenn nicht alles Rechlichkeitsgefühl, nicht der letzte Funke echten weiblichen Stolzes in der weiblichen Feigheit, welche die Convenienzehen schließt, in Ihrem mir als edel gerühmten Herzen untergegangen ist, so werden Sie mich anhören und werden die Unterscheidungslinie nicht scheuen, die ich zwischen uns Dreien ziehen will.

Das drohte eine schwere Stunde für Adelen zu werden; aber daß sie dies durch ein verlegenes Ausweichen nicht zugestehen und keine so arge Blöße sich geben durfte, das fühlte sie doch und

sie wollte nun versuchen, die Pfeile, welche ihr drohten, von dem stählernen Panzer ihres Tugendstolzes abprallen zu lassen. — Ich bitte, legen Sie sich in Ihrem rhetorischen Vortrage keinen Zwang auf, — sprach sie mit erzwungenem Lächeln — ich werde von Ihrer eigenthümlichen Lebensanschauung zu profitiren suchen, so viel ich kann.

Es möchte sich hier wohl weniger um eine Lebensanschauung als um eine Lebensfrage handeln, — entgegnete Frau Meier fest und ruhig. — Da Sie nun aber so gnädig gewesen sind, dem, was ich zu sagen habe, die Kathederwürde zu ertheilen, so muß ich auch deren ganze Autorität für mich in Anspruch nehmen, und muß bitten, mich erst zu widerlegen, nachdem ich zu Ende gesprochen.

Die Baronin machte ein Zeichen der Zustimmung und Jacoba nahm nach einer kleinen Pause wieder das Wort. — Ich werde mich in sonderbaren Antithesen bewegen müssen, wenn ich die haarscharfe Linie bezeichnen will, auf der Lea zwischen uns wie die Wahrheit zwischen zwei Extremen steht. Ich, eine Frau, die das Leben kennen und genießen gelernt, ein weiblicher Don Juan, wie die Moralisten mich nennen — eine Philosophin, welche den Satz umkehrt und die ewige Einheit der Liebe, die Ergänzung unser's Wesens nicht in der Eintönigkeit der Ehe, sondern in der Mannichfaltigkeit der Blumen, welche das Leben bietet, gefunden hat.

Nun ja, — unterbrach Adele, ihres Versprechens ungeachtet, die freimüthige Selbstschilderung der Jüdin mit wegwerfender Vornehmheit — ich verstehe Sie, ohne daß Sie nöthig haben, dieses unschöne und gewagte Bild vielleicht noch mit grellen Farben auszuschnücken. Sie wollen mit einem Worte sagen, daß Sie sich zu der modernen Schule jener Frauen bekennen, die im Suchen nach dem Rechten endlich sich selbst verwerfen.

Aber nicht verkaufen, meine gnädige Frau, nicht um Gold, Rang oder Titel, um keinen Preis in der Welt — auch nicht um einen Trauring. O ja, Sie haben Recht, die Täuschungen der Liebe, die Gewalt des Augenblicks und die Wallungen des heißen Blutes — das sind die Dämonen, die uns zuweilen über die in ruhigen

Augenblicken gesteckten Grenzen hinwegreißen. Sie haben Recht, wenn Sie das immer wieder erwachende Vertrauen nach so mancher Täuschung eine Schwachheit oder einen Irrthum des Herzens, wenn Sie das Bedürfnis der Liebe, die aus diesen erlittenen Täuschungen, wie der Phönix aus seiner Asche wieder emporsteigt, den Feind unserer Ruhe und ein Gefühl nennen, das dem sinnlichen Pulschlage des Herzens mehr Gewalt einräumt, als Geist und Vernunft streng genommen billigen können. So weit also, meine gnädige Frau, geht Ihre Berechtigung, uns arme Opfer unsers — Leichtsinns, wenn Sie so wollen, zu tadeln, und bis zu dieser Wurfesweite trifft der Stein, den Sie gegen mich, aber wahrlich nicht gegen Lea aufheben können. Nun aber untersuchen wir, wenn es beliebt, die Kluft, welche zwischen Ihnen und mir sich ergiebt, ein wenig näher, und fassen wir zuerst jenen Brennpunkt in das Auge, den alle Fragen über dieses Thema wie in sich selbst zurücklaufende Radien umkreisen — ich meine die Weiblichkeit. Jetzt aber, Frau Baronin, fordere ich Sie auf, die Hand auf's Herz, nicht mir — das wäre allzu grausam — nur Ihrer eigenen verschwiegenen Brust das Bekenntnis abzulegen, ob nicht eine Frau, die um ihrer bürgerlichen Stellung, um des Mammons oder des Ehrgeizes willen einem ungeliebten, vielleicht gehäßten oder wohl gar lächerlichen Manne — als Gattin oder Geliebte bleibt sich gleich — ihre Freiheit und den Leib, der ihr heilig sein sollte, hingiebt, ob diese Frau, die aus Eitelkeit und gemeiner Berechnung ihren Ekel vor solch' einem Bündniß überwindet — ob sie — oder das Weib, das aus freier Wahl und von ihrem Herzen, vielleicht auch nur von ihrer Phantasie und ihrem heißen Blute erregt, dem Geliebten sich in die Arme wirft, ihre Weiblichkeit und ihren weiblichen Stolz mehr verläugnet.

Adele wollte aufspringen, wollte ihrer Beiningerin entfliehen, aber es hielt sie wie mit eiserner Hand auf dieser Folterbank, und den Wallungen des maafloßesten Zornes folgten wieder Regungen, die sie zu den Füßen der fürchterlichen Frau hätten ziehen und in herzerreißenden Zammertönen sie hätte beschwören mögen, sich ihrer zu erbarmen, und den Fluch der Erniedrigung, den sie

mit ihren entseßlichen Worten aus ihrer Seele abgeschrieben zu haben schien, von ihr zu nehmen.

Ich weiß es, — fuhr Jacoba, als ihr durchdringendes Auge eine Weile in stummer Betrachtung auf Adelsens leichenblassem Antlitz geweilt — Sie waren eine schöne, keusche und stolze Jungfrau. Ihre Gedanken — darauf wollte ich bei dem gewaltigen Gott meiner Väter schwören — waren so rein von jedem Flecken der Phantasie, daß jeder Priester sie ein würdiges Gefäß zum Opfer am Throne Adonai's genannt haben würde; aber bei allen diesen strahlenden Vorzügen fehlte Ihnen doch der heilige Talisman, der das Weib erst zum Weibe macht, ich meine die Liebe. Der Stolz, die Herrschsucht und der Ehrgeiz überwucherten in Ihrem kalten Herzen die zarten Keime dieser göttlichen Himmelspflanze, und sie konnte kaum kränkelnde Blüthen, viel weniger die süße Frucht gegenseitigen Erkennens und gegenseitiger Hingebung treiben. Sie liebten Jacomir nicht, als Sie sich noch für seine Schwester hielten, denn Sie wollten ihn beherrschen und seine Neigungen den Ihren unterordnen. Sie liebten ihn nicht, als Sie in ihm den Fremden ahneten, denn auf mein Wort, Sie wollten nichts, als seinen Besitz jeder Andern streitig machen, wollten nichts, als in seinen Augen ein Etwas sein, zu dem er emporblicken, das er durch Selbstverleugnung und Gehorsam sich erringen sollte. Die Verschwendung in den Gefühlen des Herzens verarmt und verwundet aber nur uns selbst, während der Stolz Andern Wunden schlägt, der Leichtsinns ist ein tändelndes muthwilliges Kind, das gar leicht zu Schaden kommen kann und für seine kurzen Freuden oft sehr hart büßen muß; aber der Egoismus, der herzlose Stolz, der nach nichts mehr als nach Berücksichtigung in den Augen der Welt verlangt, er ist ein Tyrann, ist eine Geißel, die wir oft gegen die am härtesten schwingen, die uns am nächsten stehen und die wir mit einer Liebe belügen, die unser stolzes herrschsüchtiges Gemüth nicht kennt, weil unser Herz vom Aufgehen in fremde Wünsche nichts weiß. Nun aber denken Sie sich Lea, diese holde Blume im Garten der Liebe; denken Sie sich dieses Mädchen, dessen sogenannte gefezlose Liebe eine Tugend, weil ihre Hingebung eine Regung der reinsten Natur und

gleichsam eine Seelenthätigkeit ist. Denken Sie sich dieses liebliche zauberhafte Wesen, dem die Gemeinheit der Berechnung etwas Undenkbares sein würde, und das nur dem Geliebten, nie sich selbst eine Untreue verzeihen will — und dann, meine gnädige Frau, erwägen Sie ferner, daß sie das Glück ihres ganzen Lebens auf die kleine bunte und so oft verlierende Karte der wenigen Jugendjahre gesetzt und einzig dem Manne ihres Herzens es überlassen hat, ob er sich in den Jahren der Reife und des Ehrgeizes noch wird erinnern wollen, daß ein treues hingebendes Wesen die schönsten Blüthen seines Lebens und das, was die Welt irrthümlich Frauenehre nennt, ihm zum Opfer gebracht — und Sie werden den Muth dieses Mädchens bewundern, werden ihre Liebe eine heilige nennen müssen.

Wie aber nennen wir dann den Muth der Entfagung, — rief Adele, von dieser Apotheose ihrer Feindin jetzt mehr erbittert, als sie vorhin von dem Blicke in ihr Inneres erschüttert gewesen — wie nennen wir den Sieg der Tugend und Sittlichkeit über die rohe Gewalt der Leidenschaft, wenn Sie diese gefeglose Emancipation des heißen Blutes sanctioniren und den ungebändigten Trieben des Herzens und der Sinne das Prädikat „Heilig“ geben wollen? Sagt Ihnen nicht wenigstens Ihre Vernunft, wenn es das Moralgefühl nicht thut, daß Sie hier zu Gunsten des Menschlichen einen Frevel an dem Göttlichen oder wenigstens an den göttlichen Gesetzen verüben?

Nein — antwortete die Jüdin mit einer Festigkeit, die Adele überraschte — weder meine Vernunft noch mein Moralgefühl sagen mir das, denn wie Keuschheit nicht immer Tugend ist, so besteht die Tugend auch nicht immer in der Keuschheit, und Lea's freie Liebe ist keine unsittliche, weil diese Liebe in Einheit mit ihr, weil sie also für Lea eine Nothwendigkeit und moralische Schönheit ist. Bei Ihnen, gnädige Frau, ist die Liebe oder das, was Sie so nennen, kosmopolitischer Natur, das heißt, Sie nehmen diese mächtige Gottheit als außerhalb der Welt, worin Ihre Gedanken und Empfindungen sich bewegen, und im Gegensatz zu derselben an, während Lea Pantheistin ist und ihre Welt und den Gott in ihrem Herzen identisch betrachtet und Beides ein-

ander gleichstellt. Ich fühle, daß ich mich über das, was klar wie Sonnenlicht in mir ist, doch nicht so deutlich machen kann, als ich es wünsche, und ungeübt in logischen Schlüssen, wie ich es bin, will ich durch ein Bekenntniß, das ich Ihnen überdies noch schulde, mich verständlich zu machen suchen. Meine Phantasie, mein Drang nach aufregenden Gemüthsstimmungen, meine frühe Unabhängigkeit und so manches Andere, was eine so leidenschaftlose, von ihrem Temperament begünstigte Frau wie Sie nicht würde begreifen können, bin ich, wie gesagt, in ein mannichfach bewegtes Leben geworfen worden und im Kampfe mit den Leidenschaften nicht eben häufig Siegerin geblieben. Ohne mich aber deshalb zu verdammern, gestehe ich Ihnen doch offen — ich wünschte, daß es anders wäre. Ihnen gegenüber erröthe ich nicht über dies Geständniß, denn Ihnen gegenüber erscheint mir die Tugend so unliebenswürdig, so gänzlich allen Reizes, der die Männer beglücken kann, entbehrend, daß, wenn in diesem Augenblicke noch mein Schöpfer zu mir träte und spräche: Du arme Gefallene, ich will aus Dir ein Weib machen, so vollkommen wie jene, ich träte, mich tief verbeugend, zurück und sagte: Großer Jehovah! laß mich bleiben, wie ich bin, ich will sehen, wie es mit meiner niedern Potenz von Erdennatur sich durchkommen läßt.

Ein Lob in ungewöhnlicher Form — bemerkte die Baronin, äußerlich lächelnd, aber innerlich tief verletzt. — Das Ungewöhnliche scheint jedoch Ihr eigentliches Element, und ausnahmsweise steht man ja auch die wilden Tänze der Bajaderen mit an.

Und ausnahmsweise verachtet man auch, — rief Jacoba mit blitzenden Augen, hielt aber plötzlich wie stich bestinnend inne, hüllte sich fester in ihren seidenen Ueberwurf, und brachte dann, was sie noch zu sagen hatte, mit großer Selbstbeherrschung zu Ende. — Ihnen gegenüber, meine gnädige Frau, erröthe ich also nicht vor meinen Fehlern, denn ich will lieber so leichtsinnig bleiben, wie ich es bin, als in Ihre starre, liebeleere Tugend mich einrammen, und übrigens — doch das zuletzt. Ein Anderes aber war es mit Lea. Vor ihr verbarg ich meinen Leichtsinn und meine Schwachheiten mit mehr Sorgfalt, als vor den

Priestern meines Tempels. Ein Wort des Tadel's, ein Vorwurf, ein strafender Blick von ihr war mir empfindlicher, als Buße und Anathema, und von ihr verachtet zu werden, wäre mir ein moralischer Tod gewesen, denn in Lea erkannte ich das Forum der Mitterlichkeit und das heilige Orakel des delphischen Gottes. Ihr Ausspruch war mir das Gesetz der ewigen Schönheit, es war mir die Stimme des Herrn im feurigen Busch, und dennoch war in ihrem Herzen keine andere Gesetzeftafel errichtet, als das von Gottes Finger geschriebene Gesetz der Liebe und Naturwahrheit. Lea war besser als Sie und ich, denn der Krystall ihrer Seele war die reinste Urnatur, war etwas, das Sie und ich längst in dem Getriebe des Weltlebens und von den Anforderungen der Leidenschaften hingenommen, verloren haben. So viel ist aber gewiß — und das war es, was ich vorhin noch sagen wollte — wenn Schickfal und Verhältnisse jemals aus Ihnen noch eine Andere machen könnten, als die Sie jetzt sind, zu Lea würden Sie sich nimmermehr aufschwingen können, und wenn Sie in die Fußstapfen Siner von uns treten sollten, so würden Sie noch tiefer als ich sinken, denn Sie würden eher die Maitresse eines regierenden Herrn als die aufopfernde Geliebte eines unbekanntes Mannes werden, zu dem nichts als Ihr Herz Sie zöge. Aus diesem Grunde, meine Frau Baronin, fühlte ich Sie ethisch und moralisch mir näher stehen als meine Lea, und darum hatte ich den Muth, mich Ihnen ohne Erröthen zu zeigen, wie ich bin. Gute Nacht, gnädige Frau, ich will nach Ihrem Wagen sehen, den Sie gewiß sehnhchft erwarten.

### Der Währwolf.

(Fortsetzung.)

Lili und seine Frau versuchten Alles, um ihre Nichte, deren Gesundheitszustand sich verschlimmerte, aufzuheitern; aber vergebene Mühe! Nichts konnte ihre Schweigsamkeit bestegen, höchstens antwortete sie einsylbig, wenn man sie befragte. Endlich fingen der Oheim und die Tante auch an ge-

gen sie jenes unheimliche Gefühl zu bekommen, von dem das ganze Dorf befallen war. Jacqueline sagte oft zu ihren Nachbarn: „Ach, was sind wir doch unglücklich, eine solche Nichte zu haben; unaufhörlich betet sie zu Gott, und ist vielleicht vom Teufel besessen! Das ist eine Strafe, welche die heilige Jungfrau uns sendet!“

So vergingen drei Monate, und die arme Susette verfiel in einen Zustand von Traurigkeit, der sie bald aufreiben mußte. Man mußte also endlich den Arzt einer benachbarten Gemeinde holen lassen, in dessen Geschicklichkeit Lili schon seit langer Zeit volles Vertrauen gesetzt hatte. Der fragte nun die junge Kranke lang und breit aus, schüttelte aber zum großen Erstaunen des Ehepaars, das ungeduldig auf das Ergebnis der Untersuchung wartete, mit dem Kopfe, und ging ohne eine Recept zu schreiben oder auch nur sich über Susettes Uebel auszulassen fort. Indessen ließ der Ortsgeistliche die beiden Eheleute sammt ihrer Nichte denselben Abend noch bitten, sich sogleich zu ihm zu begeben.

Diese dringende Einladung setzte den Müller und seine Frau nicht wenig in Erstaunen; der Geistliche war zwar ein guter Mann und liebte seine Gemeinde recht sehr, doch stand er außer seinem Amte in wenig Beziehung mit seinen Beichtfindern. Lili und seine Frau konnten also nicht errathen, warum sie eigentlich diesen auf so feierliche Art verlangten Besuch machten. Nichtsdestoweniger machte der Müller eiligst seine baumwollene Mütze rein, indem er sie auf's Knie schlug, um das Mehl auszuschütteln, und zog seinen Sonntagbrock an, während Jacqueline sich ein neues Tuch umband und eine weiße Haube aufsetzte. Susette, das arme Kind, wußte kaum, was man von ihr wollte; sie veränderte nichts an ihrem Anzuge, obgleich die Tante es für unpassend hielt, im Alltagsanzuge vor dem Herrn Pfarrer zu erscheinen. Sie folgte mechanisch ihren Verwandten mit jenem dumpfen Schweigen, welches man nun schon gewohnt bei ihr war.

Als sie in der Pfarrei ankamen, hatte der Geistliche, ein siebzigjähriger Greis, so eben zu Abend gegessen, (die Ueberbleibsel seines einfachen Mahls lagen noch vor ihm auf dem Tische) und wollte bei ihrem Eintritt sein Tischgebet verrich-

ten. Ehrfurchtsvoll blieben sie also an der Thür stehen und warteten, bis er sie endlich feierlich anredete:

Ich habe Euch Beiden, Lili und Jacqueline, eine traurige Neuigkeit mitzutheilen. Gott sucht Euch heim an Eurer Familie und an denen, die Ihr liebt. Aber bevor ich Euch von dem bevorstehenden Unglück benachrichtige, muß ich mich mit Eurer Nichte einen Augenblick allein unterhalten.

Mit mir, Herr Pfarrer? — fragte Susette erstaunt.

Mit Dir, meine Tochter, — sagte der Geistliche in fast strengem Tone.

Ohne weiter etwas zu sagen, öffnete er die Thür zu einem benachbarten Zimmer, worin er sonst Besuche anzunehmen pflegte, und das liebe Kind folgte ihm.

Ein Augenblick, Herr Pfarrer! — rief Lili hastig. — Wenn's sich noch um die Währwolfsgeschichte und diese Teufeleien handelt, so erkläre ich Ihnen, daß ich damit nichts zu thun haben will. Mag Susette sehen, wie sie damit fertig wird, aber weder meine Frau noch ich will mit dem bösen Geiste irgend was zu schaffen haben. Das geht Sie an, Herr Pfarrer, ich möchte nun damit endlich zu Ende sein.

Wie kannst Du das sagen, schlechter Mensch! — sagte Jacqueline in vorwurfsvollem Ton; — konntest Du ein junges Blut, das vom Teufel besessen ist, und doch so rein wie das Wasser, womit es getauft, verlassen? Hören Sie nicht auf ihn, Herr Pfarrer, und fahren Sie fort, an der Unglücklichen Ihre Theilnahme zu beweisen. Brauchen Sie Geld, vermag Gebet sie zu befreien, ich will für Alles Sorge tragen; hören Sie nicht auf jene Memme.

Memme! — wiederholte Lili zornig.

Nun, beruhigt Euch nur, — sagte lächelnd der alte Geistliche; — Ihr scheint noch sehr fest an die Geschichte vom Währwolf zu glauben. Das ist eine Albernheit. Ich wünschte, daß Ihr nicht über eine andere, die viel ernster und gewiß wahr ist, Euch mehr betrüben möchtet.

So sprach er, ließ Susette in's Nebenzimmer treten, und indem er dem Müller und seiner Frau

noch sagte, daß er sie bald rufen würde, schloß er hinter sich ab.

Lili und seine Frau saßen nun im Speisezimmer allein, blickten sich voll Unruhe an, Keiner aber wollte dem Andern seine Besorgniß mittheilen. Wenn's sich nicht um Susette's Befessenheit handelte, was sollte denn der Geistliche von Bernay noch von ihnen wollen, und von welchem Uebel sollten sie noch bedroht sein? Sie versuchten zu horchen, was in der Nebenstube verging. Anfangs hörten sie nichts als ein dumpfes, eintöniges Murmeln, als wenn man leise spräche; bald hörte man Schreie und Schluchzen, welches das junge Mädchen ausstieß, und bald erhob der Geistliche selbst seine Stimme mit Würde. Man hätte es für einen Streit halten können, worin der Geistliche all' seine salbungreiche Beredsamkeit, all' seine Festigkeit und Geschicklichkeit entwickelte, und das Mädchen nur Verneinung, Schmerz und Thränen zu ihrer Vertheidigung hatte. Diese Scene dauerte beinahe eine Stunde, und obgleich der Müller und seine Frau nichts hören konnten und nicht verstehen, wovon die Rede war, so drang doch jedes laute Wort tief in ihr Herz.

Endlich that sich die Thür auf und der alte Priester gab ihnen ein Zeichen einzutreten. Seine Augen waren voll Thränen, und seine nachdenkliche Haltung zeugte noch von der tiefen Bewegung, die er so eben empfunden hatte. Susette saß im Lehnstuhl, schluchzte und verbarg ihr Gesicht in's Schnupftuch. Weinend fiel sie ihrer mütterlichen Freundin um den Hals und sagte zu ihr in verzweiflungsvollem Tone:

Nicht wahr, liebe Tante, Du verstößt mich nicht; Du liebst mich doch?

Gewiß, mein armes Kind, — antwortete die gute Jacqueline in Thränen zerfließend, ohne zu wissen warum.

Und Du, lieber Onkel, — fuhr Susette fort, indem sie auf Lili zulief und ihn heftig umarmte, — Du versprichst mir doch, mich nicht zu schlagen! Lieber, bester Onkel, Du wirst doch Deine arme Susette nicht für ihr Unglück strafen? Es ist ja nicht meine Schuld, das kann ich beschwören; ich bin ganz unschuldig daran.

Ja, ja, schon gut, — sagte Lili, indem er sich

von ihren krampfhaften Umarmungen frei machen wollte; — aber zum Teufel, was ist denn los? Vor allen Dingen muß ich doch wissen, wovon die Rede ist, ehe ich etwas verspreche.

Das wird Dir der Herr Pfarrer sagen, — erwiderte Susette mit Schluchzen.

Der alte Priester hatte sich wieder hingesezt, stüzte nachdenklich den Ellenbogen auf seine Hand und forschte in den Zügen des jungen Mädchens.

Daraus werde ich nicht klug, — sagte er endlich; — der Schein ist gegen sie, und doch sagen mir ihre Natürlichkeit, ihre Büchtheit, ihr so freier und wahrer Schmerz, daß sie unschuldig ist. Alle Mittel habe ich versucht, um von ihr ein Eingeständniß zu haben, und nichts hat gefruchtet. Entweder ich täusche mich sehr, oder das arme Kind ist das Opfer irgend eines schändlichen Verraths geworden, dessen Urheber ich nicht kenne. Da müßt Ihr guten Leute mir ihn auffinden helfen.

Der Müller und seine Frau sahen ihn verwundert an.

Lili und Du, Jacqueline, — sagte der Geistliche — nehmet Euern Muth zusammen und bereitet Euch vor, eine Schreckensnachricht als Christen zu vernehmen. Susette ist das Opfer einer schändlichen Verführung geworden.

O, Herr mein Gott! — rief Jacqueline, fast ohnmächtig werdend.

Lili hingegen wurde brennend roth trotz des Mehls, welches fast immer auf seinem Gesicht lag, und seine Augen funkelten.

Wer ist der Verführer? — fragte er mit vom Zorn bebender Stimme; — Herr Pfarrer, nennen Sie ihn mir! Ich will ihn ja nicht tödten! Ich bin Soldat gewesen und weiß auch, was dabei zu thun ist . . . aber wahrhaftig, sagen Sie mir, wer ist's!

Das ist's grade, was ich auch nicht weiß und Deine Nichte selbst nicht zu wissen scheint. Ich habe ihr genug mit Fragen zugefegt, aber sie bleibt dabei, zu behaupten, daß sie nichts weiß. Befehle ich oder bitte ich, sie antwortet mir immer mit Vermuthungen, in denen die Geschichte mit dem Währwolf immer noch eine Hauptrolle zu spielen scheint.

Bei diesem Worte hörte Lili's Aufregung plötzlich auf und verwandelte sich in Schrecken.

Wenn der, der meine Nichte verführt hat, nicht von dieser Welt ist, — sagte er mit bewegter Stimme, — so kann ich mich nicht an ihm rächen. Hören Sie, Herr Pfarrer, wär' das ein Mensch von Fleisch und Bein, der Susetten hintergangen hat, er sollte mit mir zu thun haben; aber gegen einen Zauberer oder einen aus jener Welt vermag ich nichts!

Nun seid mir nur endlich stille von diesen lächerlichen Fabeln, — unterbrach ihn der Geistliche ungeduldig; — das hat mit keiner Schwarzkunst und Zauberei zu thun. Ich will Euch meine Meinung darüber sagen. Vor einem Vierteljahre waret ihr zusammen Abends bei Lavignette, wo man Euch eine von den Währwolfsgeschichten erzählt hat, die Euch den Kopf verdreht haben. Das hat den jungen Leuten von Bernay wahrscheinlich Veranlassung gegeben, sich einen Scherz zu machen. Sie werden sich verkleidet und Euch die tolle Komödie gespielt haben, von der Ihr so viel Geschrei macht. Susette ist wahrscheinlich allein ohnmächtig auf dem Wege liegen geblieben.

Diese Erklärung schien den Müller zu ergreifen.

Das kann's schon sein, — sagte er und kratzte sich hinter den Ohren.

Das scheint mir wenigstens am wahrscheinlichsten, — fuhr der Geistliche fort — wenn uns Susette nicht etwa getäuscht hat. Das glaube ich aber nicht.

Das können Sie auch dreist, Herr Pfarrer, — versetzte Jacqueline, welche sich zu ihrer Nichte gefegt hatte und sie nach Kräften tröstete; — das arme Kind hat kein Falsch, und wenn sich der böse Geist . . .

Immer noch vom bösen Geist! — rief der Pfarrer; — Lili, sag' Du mir, Du scheinst mir etwas ruhiger als Deine Frau, sag' Du mir, wer war denn bei Lavignette?

Ich war nicht da.

Aber ich, — versetzte hastig Jacqueline. — Erst war Vater Johann Franz und der alte Wilhelm da . . .

Die sind zu vernünftig, — sagte der Geistliche — um solche Possen zu spielen.

Dann war's vielleicht Johann Leveillé?

Der ist zu feige dazu.  
Oder Nicolas Leroux?  
Der ist zu dumm.

Dann also der kleine Lavignette?  
Ach, er weinte den ganzen Abend, weil er sein Mädchen verlassen mußte; der arme Junge hatte keine Lust zu Scherz!

Man brachte nun noch eine Menge Namen von Leuten vor, die an jenem Abend in der Gesellschaft gewesen waren. Die Meisten waren aus dem Dorfe, deren Sitten und Charakter wohl bekannt waren, und man überzeugte sich, daß diese es nicht gewesen sein könnten. Doch gab's da noch einige junge Leute, die man weniger kannte. Die waren so eben ausgehoben und sollten am andern Tage ausmarschiren. Das war nun wohl eher möglich; doch halfen diese Vermuthungen dem Geistlichen und den guten Leuten nicht aus ihrer Verlegenheit.

Nun — sagte der Müller, als wenn ihm ein Lichtgedanken eingefallen wäre — da könnte es auch der Notar Desroches sein, den alle Welt den Währwolf nennt; der ist reich, und

Du bist nicht recht geschelid, Lili; ich kann Dir sagen, daß ich an dem Abend bei Frau von Nanty mit dem Notar und Herrn von La Berche Whist gespielt habe.

Der Müller stieß einen Seufzer aus und blieb still; er wäre gerade nicht böse gewesen, den reichen Notar in Anspruch nehmen zu können. Susette hatte stillschweigend und mit gebücktem Haupte das lange Namensverzeichnis angehört; plötzlich murmelte sie fast unfreiwillig:

Und der Teufelskerl?

Der Müller und die Müllerin sahen sie verwundert an, als sie diesen Namen hörten, der an die Zauberei streifte; aber der alte Geistliche sog begierig eine Prise Tabak ein, rückte mit seinem Lehnstuhl dem jungen Mädchen näher und sagte mit Selbstbefriedigung:

Nun, meine arme Susette, wer ist denn das, der Teufelskerl?

Susette gewann es über sich, mit schwacher Stimme zu antworten:

Das ist ein hübscher, junger Mann; man nannte ihn so, weil er sprang und lief wie der Teufel.

Weiter, liebes Kind, warum glaubst Du, daß der den Währwolf gemacht habe?

Das weiß ich nicht, Herr Pfarrer, — stammelte die Kleine.

Wohlan, antworte mir wie im Beichtstuhl. Nicht wahr, er hat öfter mit Dir getanzt als die Uebrigen, er hat leise mit Dir geflüstert und Dir einige Artigkeiten gesagt?

Er tanzte mit Allen, sprach auch mit Allen; er wollte mich aber auch umfassen, wie die Andern, und da habe ich ihm eine Schelle gegeben.

Das hast Du recht gemacht; aber weiter!

Drauf hat er mich den ganzen Abend angesehen, daß ich nicht die Augen aufschlagen konnte; gesagt hat er weiter nichts.

Du weißt aber nicht, wie er heißt, mein Kind?

Das weiß ich nicht, Herr Pfarrer.

Wie, das weißt Du nicht? Und Du, Jacqueline?

Ich erinnere mich wohl, — sagte die Müllerin nach langem Besinnen — daß da ein junger Mensch war, der mehr Aufsehen machte als die Andern. Aber ich weiß nicht, wo der den Abend geblieben ist. Ich werde ihn auch nicht wieder kennen, denn er hatte seinen großen Hut tief in's Gesicht gedrückt.

Aber woher kennt ihn denn Lavignette?

Lavignette sagte mir, daß es ein Freund seines Sohnes sei; den Namen wußte er aber auch nicht.

Und der junge Lavignette, Peter Lenoir und alle andern jungen Leute, die uns etwas von dem geheimnißvollen Tänzer mittheilen könnten, sind abmarschirt, um vielleicht nicht wiederzukommen! — sagte der Geistliche bekümmert; — jedoch muß der junge Mann ohne Zweifel in Bonnat zu Hause gehören. Ich werde ihn wohl herausfinden, wenn mein Verdacht richtig ist.

Ach, Herr Pfarrer, — sagte Jacqueline — alles Nachsuchen ist da unnütz; er ist ausgehoben und zur Kriegsärmee mit den Andern marschirt.

Dieser letzte Schlag schien den ehrwürdigen Seelenhirten zu entmuthigen, er fiel in seinen Sessel zurück und überließ sich seinen Gedanken.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Prüfungen.

Es giebt Länder, in denen man die Menschen in zwei Klassen eintheilt, in eine, die schlägt, und in die zweite, die geschlagen wird (wenn ich in solchen Ländern wäre, würde ich eine dritte bilden, eine die nicht schlägt und sich nicht schlagen läßt). Wir können in Preußen die Bevölkerung in zwei Theile theilen, in einen, der examinirt, und in den andern, der examinirt wird.

Mit dem Schulbesuch, also mit der Kindheit, fangen die Examina an, und sie währen bei Manchen, bis das Haupt ergraut; so giebt es gewiß manchen Premierleutnant von der Artillerie und den Ingenieuren, der mit grauen Haaren oder ohne Haar, wenigstens ohne eignes, sein Hauptmanns-Examen macht, und betrachten wir das Heer von Hebammen, Chirurgen, Aerzten, Auscultatoren, Referendarien, Assessoren, Regierungs-Conducteuren, Bau-Conducteuren und Bau-Inspectoren, Theologen und Philologen mit erstem und zweitem Examen, Apothekern und Thierärzten erster und zweiter Klasse, Unteroffizieren, Fähnrichen und Offizieren, Steuerleuten, Polizei- und Steuerbeamten, Forstmännern, Optikern, Maurern, Zimmerleuten, Bergleuten, Brunnenmachern u. s. w., die Alle examinirt sein müssen, rechnen wir dazu noch die Millionen Schüler und Schülerinnen, die alljährlich die Schalexamina zu bestehen haben, so wird wenig fehlen, wenn wir behaupten, daß die Hälfte unserer Bevölkerung fortwährend examinirt wird.

Es ist viel gegen die Examina, namentlich insofern sie Staatsdienstprüfungen sind, gesprochen worden, am meisten wohl von mancher Mutter und manchem Mutttersöhnchen; vielleicht ist gerade dieser Tadel ihre beste Empfehlung; doch ist's nicht der einzige Tadel, der sie trifft.

Das Examen soll Gewähr leisten für das, was die Examinirten künftig gewähren und leisten werden. Es ist häufig bezweifelt worden, daß diese Gewährleistung wirklich dadurch erreicht werde; wir haben manchen untauglichen Mann im Amte gesehen, der alle vorgeschriebenen Examina gut bestanden hatte, wir haben Andere gesehen, die schlecht bestanden oder nie ein Examen gemacht und — keins hätten machen können, die zu den

höchsten Aemtern gelangten und diese Posten würdig ausfüllten; ja, wir haben einen Fall, daß ein Mann, der im Examen durchfiel, bald darauf Diejenigen, welche dasselbe Examen zu machen hatten, durch seine Vorlesungen dazu vorbereitete, und mit so gründlicher Kenntniß und so glänzendem Erfolge, daß, so kostbar seine Vorlesungen auch waren, doch Jeder sie besuchte, weil er ohne sie das Examen nicht glaubte bestehen zu können. Für jenen Durchgefallenen wurde die Zurückweisung zum Glück, denn er gewann dadurch eine Stellung und ein Vermögen, die er beide durch ein glücklich bestandenes Examen in der früher beabsichtigten Laufbahn nimmer erworben hätte.

Doch dies sind Einzelheiten, die in der Waagschale, mit der das Ganze gewogen werden soll, kein Gewicht haben; sie zeigen nur die Möglichkeit, daß Talent verkannt werden kann; ich möchte die Unmöglichkeit behaupten, daß Talent erkannt werden kann im Examen. Ich will hier nicht sprechen von der Schüchternheit des zu Prüfenden; der Geschäftsmann soll nicht schüchtern sein, wenigstens nicht in dem Grade, daß es ihm die Geistesgegenwart nimmt, nicht von Verstimmung oder Unwohlsein (denn Krankheit dürfen wir nicht annehmen, sie würde ein Grund sein, das Examen auszusetzen); Verstimmung und Unwohlsein sollen im künftigen Geschäftsleben überwunden werden, sie müssen auch in der Prüfung überwunden werden; aber die Prüfung bietet selbst dem ausgezeichnetsten Examinator nicht Gelegenheit genug dar, das Talent zu erkennen, den Scharfsinn in der Auffassung verwickelter Fälle, den Eifer, die Pflichttreue, die Consequenz des Verfahrens, den Tact im Thun und Lassen. Das Examen ist das, was ein Parademarsch, was eine Heerschau bei der Armee; nicht die Armee wird den Sieg davontragen, nicht die wird Strapazen und Unfälle am besten überwinden, die an Parade- und Revuetagen das glänzendste Zeugniß bekommt.

Das Können ist etwas Anderes als das Wissen, und das Wollen, das ernste, treue, thatkräftige, noch etwas Anderes als das Können. Aber selbst das Wissen wird die Prüfung nicht immer mit Sicherheit zu erkennen vermögen. Ich will auch hier nicht vom sogenannten Glück oder Unglück im Examen sprechen, von dem Glück,

wenn gerade die Lieblingsfächer vorkamen, von dem Unglück, wenn gerade die Lücken, die Jeder in seinem Wissen hat, berührt wurden; aber in Feinem Examen kann eine gründliche Prüfung über den ganzen Umfang der Kenntnisse des Examinanden stattfinden. Das Feld des Wissens ist ein so weites, daß nur einzelne Beete desselben zur Ansicht der Examinatoren gelangen; sie erfahren dann wohl, was der Candidat in diesen Fächern nicht weiß, aber sie erfahren nicht, was er in andern weiß; wie denn überhaupt das Examen im Ganzen sich mehr bestrebt, herauszubekommen, was Jemand nicht weiß, als was er weiß, am wenigsten aber, wie er es weiß.

Ein anderer Vorwurf, der die Prüfungen trifft, ist der Nachtheil, den sie dadurch erzeugen, daß eine gewisse Handwerksmäßigkeit des Studirens dadurch erzeugt wird. Auf die sogenannten Brotstudien, auf die bei den Prüfungen berücksichtigten Fächer verwendet jezt die Jugend ihren ganzen Fleiß. Darunter leidet die allgemeine Bildung, und wo diese fehlt, da fehlt auch dem Geschäftsmann die höhere Weihe, die Geistesfrische, die Umsicht, ja selbst die Humanität, welche zur künftigen Berufstreue eben so nöthig und vielleicht noch nöthiger sind, als Fachwissenschaften, denn diese sind nachzuholen, jene schwerlich.

Aber eine andere nachtheilige Einwirkung üben die Prüfungen auf das Gemüth des zu Prüfenden durch die Angst und die Qual aus, mit denen sie foltern, und auf diese Weise oft die schönsten Jugendjahre um ihre Freudigkeit bringen und den Jüngling vor der Zeit zum vergrämten Mann machen. Tausenden sind sie Jahrelang ein Schrecken, und fast Jeder, der sie durchgemacht hat, wird nicht nur die kurzen Examentage selbst, sondern auch die Vorbereitungszeit für einen der bangsten und dumpfsten Abschnitte seines Lebens erklären. Wie Manchem hat der Muth gefehlt, sich dieser Folter zu unterwerfen, wie Mancher ist dadurch für sein ganzes Leben verkommen und aus jeder nützlichen Beschäftigung geworfen worden, obgleich es ihm an den nöthigen Kenntnissen nicht fehlte. Allein je länger er es in seiner Angst anstehen läßt, desto steiler, desto unübersteiglicher erschien ihm der Berg, über den er weg sollte. Dazu denke man sich die bange Besorgniß der Fami-

lien, deren ganzes irdisches Glück von dem Erfolge einer Prüfung abhängt, zu deren Vorbereitung sie ihr kleines Erbtheil, den letzten Nothgroschen hergegeben hatten; die Thränen der verwitweten Mutter, der verwaiseten Schwester, der armen Braut, wenn die Prüfung unglücklich ablief!

Man nenne das nicht falsche Sentimentalität. Es ist nicht gleichgültig, ob eine Masse von Gram und Kummer mehr die Gemüther danieder drückt; das Leben bedarf nicht allein zu seinem Gedeihen einer bestimmten Menge von Wissen und Essen, es bedarf vor Allem der Frische und Freudigkeit des Gemüths; und es ist des Glückes nicht so viel in der Welt, daß eine Einrichtung nicht bedauerlich erscheinen sollte, die unwidersprechlich Tausenden viel Glück verkümmert.

Der Ausdruck: „Das Menschenherz ist ein trozig und verzagt Ding“ paßt wohl auf jedes Menschen Herz, aber auf keines besser, als auf das eines Candidaten. Verzagter kann kein Mensch sein, als ein Candidat vor der Prüfung, niedergedrückter keiner, als wenn er durchgefallen, aber vielleicht auch troziger keiner, als wenn er glücklich bestanden. Dieser Troz währt so lange, bis der Gedanke an das folgende Examen ihn beugt, und vielleicht sind manche Beamte deshalb so übermühtig, weil sie kein Examen mehr zu bestehen haben, und vielleicht erklärt sich auch daraus, daß die Leutnants von der Artillerie bescheidener sind als die von den andern Truppen, denn diese haben keine Prüfung mehr, jene aber noch zwei zu bestehen.

Doch ist der niederbeugende Eindruck der Staatsprüfung auf die Gemüther nicht der einzige Nachtheil; sie übt oft einen noch schlimmern aus, indem sie zur Unredlichkeit, zur Betrügerei verleitet. Wie unzählig oft kommt es vor, daß die schriftlichen Arbeiten mit fremder Hilfe oder ganz von Fremden angefertigt waren, obgleich der Handschlag an Eidesstatt das Gegentheil versicherte; wie viel Bestechungen werden angewandt, um die vorzuliegenden Fragepläne vor der Zeit zu erfahren; ist's doch vorgekommen, daß Candidaten, die schon examinirt waren, in anderen Provinzen sich für Andere, deren Namen und Zeugnisse sie usurpirten, noch einmal examiniren ließen und sich damit ansehnliche Summen verdienten. — Wie ängstlich, wie schimpflich auch die Bewachung bei den Gra-

menarbeiten oft ist, das Interesse ist noch schlauer, die Angst und Verzweiflung noch fecker und gewissenloser.

Nicht immer sind es sittlich verdorbene Menschen, welche zu diesen Fehlern sich hinreißen lassen. Nicht selten bringt übertriebener Mangel an Selbstvertrauen, ein nur in solcher Wirkung unerlaubter Ehrgeiz, Furcht vor der Strenge des Vaters oder der Verzweiflung der Mutter, kurz ein erklärlicher menschlicher Beweggrund zu solcher Unredlichkeit. Wir können die Sache nicht wie einen leichtsinnigen Jugendstreich ansehen, wie ein Schelmenstückchen, über das man lacht, wenn es gelingt, das man verzeiht, falls es mißrät. Es bleibt eine unsittliche Handlung, ein Wurm, der nicht immer im Gewissen schläft; und wenn wir auch nicht der Meinung sind, daß man Gesetze nur deshalb aufheben soll, damit keine Verbrechen dagegen begangen werden können, so ist doch die Masse von Betrug und Unredlichkeit nicht wegzuleugnen, die durch die Staatsprüfungen erzeugt und gefördert wird.

Alle diese gerügten Uebelstände finden bei den Staatsprüfungen Statt, alle diese gerügten und noch viele ungerügten, und selbst die eifrigsten Verfechter der Prüfungen werden höchstens eine mildere Ansicht über jene Uebelstände hegen, aber sie nicht ganz wegleugnen können. Wollen wir aber, um der unvermeidlichen Uebelstände willen, die sie mit sich führte, die ganze Staatsprüfung als einen Uebelstand betrachten, und sie deshalb abgeschafft wissen?

Daß ein Staat bestehen kann ohne dieselbe, zeigt England, zeigt die Vorzeit; in England weiß man heut noch nichts von Staatsprüfungen und in Deutschland sind sie Erzeugniß des letzten Jahrhunderts. Muß man nun auch einräumen, daß vergangene Zeiten keinen Maasstab für die Gegenwart abgeben können, daß mit dem Fortschritt, dessen die Zeit sich rühmt, und nicht ohne Unrecht sich rühmt, auch die Forderungen gesteigert werden müssen, die sie an die Beamten macht, so wird doch Keiner behaupten wollen, daß es in England an tüchtigen Beamten, an gediegener Bildung fehle, und doch ist dort die Universität nur zur allgemeinen Bildung bestimmt, sie soll den Gentleman entwickeln; will und muß einer

ein Fachstudium beifügen, so thut er es später und hauptsächlich durch Selbststudium. Kenner des dortigen Volkslebens sehen aber hauptsächlich darin einen Grund des ehrenhaften Charakters der höheren Stände und der sie so allgemein durchdringenden hohen Bildung.

Doch darf ich England für uns nicht zur Nachahmung hinstellen, wenigstens nicht, so lange unsere politischen Zustände sich so wesentlich unterscheiden. England hat ein öffentliches Leben, das Leben aber und die Dessenlichkeit sind die besten Brüsteine für Fähigkeit und Tüchtigkeit, sie sind der stärkste Sporn, beide immer mehr auszubilden; so lange die Dessenlichkeit fehlt, ist auch das Leben nur ein halbes, und so lange jene ganz todt und dieses halb todt ist, müssen wir Staatsprüfungen haben; sie sind ein Ersatzmittel, ein unausreichendes, aber doch unerläßliches, unersetzbares.

Wo die Regierung alles öffentliche Leben in sich aufgenommen hat, da muß von ihr aus gesorgt werden, daß der Grad von Kenntnissen und Bildung erworben wird, den sie für nöthig erachtet. Sie muß, wo der Sporn des öffentlichen Lebens fehlt, durch angeordnete Prüfungen jenen Grad erzwingen, und es steht ganz in ihrer Gewalt, nach welcher Richtung hin die Bildung sich wenden soll. Wenige Jahre werden hinreichen, um gerade in den Fächern, die eben für die wichtigsten erachtet werden, allgemein verbreitete Kenntnisse zu erreichen; denn die Nothwendigkeit schafft die Mittel, und wenn sich Viele um ihrer künftigen Existenz willen mit einer gewissen Disciplin beschäftigen, so werden Andere durch die Gelegenheit, die ihnen geboten wird, durch das Zusammenleben und den geistigen Austausch unwillkürlich auch damit bekannt und vertraut.

So erzwingt der Staat durch die Prüfungen einen gewissen Grad von Kenntniß und Bildung in bestimmten Fächern, ohne der Freiheit der Studien dadurch nothwendig zu nahe zu treten; denn wie der Studirende das Geforderte erlernt, was er außer dem Geforderten erlernt, das kann ihm überlassen bleiben; wird er auch häufig nicht mehr, nichts Anderes lernen, als das Geforderte, er kann, er darf es doch.

Wenn es aber von großer Wichtigkeit ist, daß

die Regierung sich passende Werkzeuge zur Ausführung ihrer Maßregeln schafft, so ist es nicht minder wichtig, daß sie durch die angeordneten Prüfungen anerkennt und öffentlich ausspricht, welchen Werth sie auf Kenntniß und Bildung legt. Sage Keiner, daß diese Anerkenntniß für Gelehrsamkeit und Bildung gleichgültig sei, indem sie auch ohne Billigung des Staates ihren Werth haben und von den Besseren geachtet und gesucht sein würden; denn nicht allein, daß es der Regierung ziemt und nützt, sich selbst durch Annäherung an diese Besseren zu ehren, so sind auch bei weitem nicht Alle aus eigenem Antriebe bildungsbedürftig. Sie müssen deshalb äußerlich zur Arbeit, zur geistigen Thätigkeit veranlaßt werden; sobald sie überzeugt wären, daß die Regierung keinen Werth darauf legte, gebildete Diener zu haben, daß nur eine bestimmte Zeitdauer in einer gewissen Thätigkeit, also bloße Anciennität von ihr berücksichtigt würde, so würden die meisten sich jedes ernste Studium erlassen. Sehen wir z. B. den Fall, eine Regierung verlange von ihren Beamten keine gründlichen Kenntnisse in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung, sondern sei der Ansicht, daß eine im Heere zugebrachte Dienstzeit hinreichende Anstelligkeit gewähre, um später auch die Besorgung bürgerlicher Staatsämter übernehmen zu können, so würde die ganze Jugend sich dem Kriegerstande zuwenden, wie jetzt schon im Preussischen Hunderte und Tausende zwölf Jahre dienen, um dadurch Ansprüche auf Civilversorgung zu erhalten. Gäbe nun eine solche Dienstzeit auch Ansprüche auf höhere Stellen im Staate, so würden nicht allein die Aemter ungenügend besetzt, sondern ein Geist der Unwissenheit, der Unkultur sich bald der ganzen Nation bemächtigen.

Einen nicht minder wichtigen Vortheil gewähren die Staatsprüfungen dadurch, daß sie es den Ignoranten aus vornehmen, einflußreichen Familien unmöglich machen, in den Staatsdienst zu treten. Werden auch solche Einflüsse und Rücksichten nie ganz ihre Macht verlieren, wird ein Beamter aus einer solchen Familie auch häufig seine Carriere leichter, schneller, glänzender machen, so hat es doch seinen großen Werth, daß wenigstens der Anfang der Carriere nicht ohne

einen gewissen Grad von Wissen gemacht werden, daß also auch der Bornehmste nicht als völliger Ignorant in eine Laufbahn treten kann, daß er genöthigt wird, Wissen und Bildung als ein Gut anzuerkennen. Wir haben in Preußen Beispiele, daß junge Männer aus den bedeutendsten Familien, deren Väter die einflußreichsten Stellen bekleideten, wiederholt in der Prüfung zum Staatsdienste durchfielen, und daß sie genöthigt waren, entweder zurückzutreten und Würdigern Platz zu machen, oder das Versäumte nachzuholen. Dadurch ist viel gewonnen, nicht allein für den Staatsdienst, sondern auch in der Meinung der Menge. Nirgends aber ist der Vortheil, der für die Verwaltung aus den Staatsprüfungen hervorgeht, sichtbarer als im Forstfache. In diesem Zweige der Staatsverwaltung wurden sonst selbst in den höchsten Stellen nur vornehme Adlige, nur gediente Offiziere angestellt, der traurige Zustand unserer Forsten zeigte, welche Folgen das hatte. Eine rationelle Verwaltung derselben trat erst ein, und konnte erst dann eintreten, als man von dem Forstmann einen großen Grad von Kenntnissen und Erfahrung verlangte, dessen Nachweis in den Prüfungen geführt werden mußte, und wenn unsere Enkel der Furcht vor dem Erfrieren entgehen sind, so danken sie diese Wohlthat vorzüglich jenen Prüfungen.

Aber nicht allein vornehme und reiche Müßiggänger, sondern auch alle Diejenigen, denen geistige Anstrengung zu schwer und die Gewinnung von Kenntnissen durch mangelnde Naturgaben versagt ist, werden sich weniger nach Aemtern drängen, und dadurch dem Begabtern, dem Thätkräftigen aus allen Ständen den Zutritt in's Amt zu seinem und zu des Ganzen Besten erleichtern. Weshalb auch im Allgemeinen die Prüfungen viel mehr Gegner in den höheren und reichen Ständen, als in der Mittelklasse finden.

Endlich aber werden die Prüfungen auch auf den Geist der Studirenden einen vortheilhaften Einfluß ausüben. Wir erwähnten vorhin schon, daß die Freiheit der Studien dadurch nicht beschränkt zu werden brauche, daß es Jedem unbenommen bleibe, wie er lerne und was er lerne, wenn er nur das lernt, was in der Prüfung verlangt wird. Diese letztere Nothwendigkeit aber

hält manchen Jüngling davon ab, seine ganze Universitätszeit dem wilden, rohen Burschenleben, den Vergnügungen und Zerstreuungen zu widmen. Die Rücksicht, die bei den Universitätszeugnissen auf die sittliche Führung genommen wird, hindert manche Rohheit und Ausschweifung; und die Wahrnehmung, daß gerade die Berliner Universität sich besonders frei davon hält, hat gewiß ihren Grund mit darin, daß die meisten Studierenden sich hier im letzten Jahre oder Halbjahre aufhalten, um sich zum Examen vorzubereiten.

Wir bemerken ausdrücklich, daß hier nur von den Prüfungen der Staatsdiener die Rede ist und daß wir Geistliche und Aerzte nicht als Staatsdiener betrachten. Aerzte sind Diener des Publikums und Geistliche Diener der Gemeinde, daß der Staat beide zum Besten des Publikums und der Gemeinde prüft und controlirt, ist recht und billig, aber hier ist von ihnen nicht die Rede.

Was nun die Prüfungen der Staatsdiener betrifft, so liegen sie nur überall in der Hand von Justiz- oder Verwaltungs-Beamten, d. h. von Praktikern. Dadurch entsteht namentlich bei der ersten Prüfung, welche unmittelbar auf die Universitätszeit folgt, mancher Nachtheil für den Candidaten. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein längerer praktischer Dienst das systematische und rein theoretische Wissen allmählig durchlöchert, indem nur die häufiger zur Anwendung kommenden Sätze dem Gedächtniß vollkommen gegenwärtig bleiben. Außerdem kann man von so vielfach beschäftigten Männern kaum verlangen, daß sie mit der Wissenschaft fortleben, daß sie mit allen neueren Forschungen und Ansichten sich vertraut machen. Sie werden daher leicht das Neue für eine schädliche Neuerung, den Fortschritt für einen Rückschritt, oder doch für etwas Gefährliches, Verwirrung Anrichtendes halten. Daraus wird theils folgen, daß der Candidat oft nicht nach dem gefragt wird, was er gelernt, und daß seine Antworten oft falsch gewürdigt, mißverstanden oder gar nicht verstanden werden. Der Examinator wird öfter in den Fall kommen, daß er sich selbst erst für diese oder jene Materie zum Examen vorbereitet, und daß er nun genöthigt ist, bei dieser Materie stehen zu bleiben, gerade sie speciell und einseitig durchzunehmen, und bis

in die kleinsten, feinsten Einzelheiten einzudringen, und fest bei dieser Materie zu verharren, auch wenn sich gleich von Anfang an zeigen sollte, daß der Candidat gerade darin nicht bewandert ist. Der Examinator kann sich nicht überzeugen, ob der Candidat auf einem andern Felde mehr zu Hause ist, denn dazu müßte er selbst das ganze Gebiet beherrschen; daraus kann leicht eine Ungerechtigkeit des Urtheils über das Wissen des Geprüften entstehen, ohne daß irgend ein böser Wille des Prüfenden stattfindet.

Wollte man nur Theoretiker examiniren lassen, so würden diese Nachtheile allerdings vermieden werden; man kann annehmen, daß der Prüfende, der sich nur mit der Wissenschaft beschäftigt, auch mit ihrem neuesten Stande bekannt ist, daß er auch im ganzen Gebiete seines Faches hinreichend zu Hause ist, um nöthigen Falls auf andere Materien, als die zuerst berührten, übergehen zu können. Dagegen wird hier der Einfluß der Schule, d. h. der Richtung, welcher der Examinator zugethan ist, sich leicht zu sehr geltend machen; man denke nur an das krasse Gegenüberstehen der historischen und philosophischen Schule bei den Rechtsstudien; dadurch entsteht leicht die Gefahr, daß nur das, was der Examinator selbst geschrieben oder gelehrt hat, ihm als allein richtig erscheint, es entsteht eine Parteilichkeit für den Candidaten, der demselben System zugethan, eine Parteilichkeit gegen den andern Meinenden, und dadurch leicht Beschränkung des freien Studiums.

Sind, wie sich das kaum würde vermeiden lassen, die Examinatoren zugleich Professoren an der Universität, so entsteht zugleich ein Collegienzwang. Wie wenig man auch Neigung hat, die Collegia dieses und jenes Professors zu hören, wie wenig er in der Wirklichkeit auch leistet, man hört ihn und bezahlt ihn, weil er examinirt, dadurch entsteht Geld- und Zeitverlust für den Studierenden und leicht eine einseitige Richtung im ganzen Bildungsgange.

Darunter leidet auch leicht die ganze Universität mit, der Besuch der Collegia giebt jetzt keinen Maasstab mehr für die Leistungen und die Werthschätzung der Professoren, denn die jüngeren außerordentlichen Professoren und Lectoren,

die nicht examiniren, werden, selbst bei vorzüglichen Leistungen, nicht so stark besuchte Collegia haben, als die examinirenden Professoren; auch wird der Besuch fremder Universitäten dadurch mehr, als es für die Wissenschaft gedeihlich ist, beschränkt werden; aber nicht allein für die wissenschaftliche, sondern auch für die allgemeine Bildung ist der Besuch fremder Universitäten sehr förderlich, und oft ein Ersatzmittel für andere Reisen, zu denen es Manchem an Mitteln fehlt.

Da nun doch aber nothwendig das ganze Examen fortzuleben, wenn weder Theoretiker noch Praktiker examiniren sollten, und da das Examen doch nicht wegfallen soll, so bleibt nach unserm Dafürhalten kaum ein anderer Ausweg übrig, als beide, Praktiker und Theoretiker, examiniren zu lassen, und so die nachtheiligen Wirkungen, welche durch Einseitigkeit entstehen möchten, wenigstens zum Theil zu neutralisiren; zugleich würde dadurch die Zahl der Examinatoren vermehrt, und das scheint uns ein großer Gewinn.

Die größere Zahl dient nicht nur zur Sicherung gegen ungebührliche Begünstigung oder Zurücksetzung einzelner Candidaten, sondern verhindert auch Einseitigkeit in der Stellung der Fragen und in der Beurtheilung der Leistungen. Die Begünstigung oder Zurücksetzung brauchte nicht auf Unredlichkeit oder gar Bestechlichkeit zu beruhen, so niedrige Gesinnung darf man bei dem Geiste der Ehre, der im Ganzen bei unsern Beamten herrscht, bei der Rücksicht, die man bei der Wahl der Examinatoren nimmt, wohl kaum befürchten. Aber Stimmung und Verstimmung, selbst unbewusste Vorliebe für Personen oder Materien bleiben oft bei dem Redlichsten nicht ohne Einfluß auf seine Art zu fragen und zu beurtheilen. Deshalb ist, selbst wenn nicht alle Examinatoren, deren Zahl unter sechs bis acht nicht anzusetzen wäre, in jeder Prüfung selbst prüfen, deshalb ist es doch sehr wünschenswerth, daß sie zugegen sind und ihre Stimmen mit abgeben.

Da wird zuweilen das Urtheil des Praktikers der Einseitigkeit des Theoretikers, und umgekehrt, entgegen treten, und die glücklichen oder unglücklichen Antworten des Candidaten werden öfters nicht ihm, sondern seinem Examinator zugerechnet werden, während man von diesem zu viel

verlangte, wollte man, er solle die Schuld eines unglücklich abgelaufenen Examens in sich selbst suchen.

Eben so müßten die schriftlichen Arbeiten niemals von einem Mitgliede, sondern von allen durch collegialische Berathung bestimmt werden, so nur wird die Möglichkeit gesichert, auch hierin jede Parteilichkeit und Einseitigkeit zu verhüten.

Aber das Leben prüft besser als alle Theoretiker und Praktiker, das Examen kann sich nur Stunden mit dem Candidaten beschäftigen; die schriftlichen Arbeiten, auch wenn sie wirklich ohne alle Beihilfe gemacht sind, zeigen doch nur, was der Verfasser derselben leisten kann, wenn er sich für einen besonderen Zweck besonders anstrengt; oft vermag Jemand durch einen großen Aufwand von Zeit Etwas zu leisten, was ihm völlig mißlingt, wenn er es in einer kurzen Zeit vollenden muß. Das ganze jahrelange Wirken also, das der Prüfung voranging, giebt einen besseren und sicherern Maßstab für die Fähigkeiten und die Leistungen des zu Prüfenden, als irgend etwas Anderes, über dies Wirken aber können seine Collegen am besten urtheilen; darum benutze man dies Urtheil, darum errichte man eine Art Geschwornengericht aus seinen Mitarbeitern, die ihre Stimme abzugeben haben über die Reife oder Unreife des zu Prüfenden; sie vermögen das besser zu beurtheilen, als irgend eine Commission, die von dem zu Prüfenden oft bis zum Augenblick seiner Prüfung nichts gewußt und gesehen, als die schriftlichen Arbeiten, die vielleicht ein Anderer angefertigt hat.

Das Zeugniß des Collegiums, d. h. des Chefs, das allerdings bei der zweiten und dritten Prüfung gefordert wird, ersetzt das von uns gewünschte Urtheil der Mitarbeiter keinesweges. Der Chef ist zu sehr mit andern Arbeiten beladen, kommt in zu geringe Berührung mit denen, über deren Leistungen er Zeugniß geben soll, als daß das Zeugniß ein vollgültiges sein könnte; überdies ist es immer gefährlich, wenn auf das Zeugniß eines Individuums zu großer Werth gelegt wird.

Zwar ist bei dem von uns vorgeschlagenen Geschwornengericht der Mitarbeiter die Möglichkeit eines unlautern Einflusses nicht ausgeschlossen; kameradschaftliche Verbindungen, Darlehen

der Reicherer an die Aermteren, angenehme Persönlichkeit können eine Bestechung auf das Urtheil jenes Gerichts ausüben; aber wenn wir jede Einrichtung verwerfen wollen, weil menschliche Schwächen darin unterlaufen könnten, so müßten wir jede Einrichtung verwerfen, in der Menschen wirksam sind. Jedenfalls können die Kollegen den Mitarbeiter richtiger beurtheilen, eben weil sie mit ihm arbeiten, weil sie ihn in seiner Thätigkeit, in seiner Umgangsart mit den Parteien, auch in unbewachten Momenten sehen; daß sie ihn richtig beurtheilen wollen, müssen wir mindestens eben so gut voraussetzen, als wir dies bei den Examinatoren thun; ich sage mindestens,

denn im Allgemeinen ist bei jungen Männern ein Geist der Unabhängigkeit, eine Rücksichtslosigkeit gegen Rang und Geburt mehr vorherrschend, als bei älteren Beamten. Auch soll ihr Ausspruch nicht allein entscheiden, er soll nur mitwiegen in der Waagschale, in welcher der zu Prüfende gewogen wird, ob er vollwichtig ist. Es wäre ihr Zutritt wenigstens ein kleines Ersatzmittel für die uns völlig mangelnde Controle der Oeffentlichkeit, ein Sporn, nicht nur für das Examen, sondern auch in der ganzen Zeit vor demselben Pflichttreue zu üben, und sich anzustrengen aus bester Kraft; denn ein Jeder arbeitete dann fortwährend unter den Augen seiner künftigen Richter.

B. v. S.

## Denkton.

**Berlin.** Es ist groß, welche Gesinnungstüchtigkeit unsere Zeitungen an den Tag legen! Sie verrichten sogar Denuncianten-Dienste. Man liest in der Bossischen: Wir werden von höchst achtungswerther (?) Seite ersucht, die königl. Behörden öffentlich zu bitten, die sich im Berliner Kreise kundgebende Mißstimmung nicht allzuleicht zu nehmen!

\*.\* Aus Dresden berichtete neulich die Bossische: „Mehrere Schusterjungen, die Pressfreiheit schreien, wurden eingekerkert. Hunde fängt man ein, nicht Menschen! Und der Mensch bleibt Mensch, wenn ihm auch das Pech anklebt.“

\*.\* Die drei Grade des chemischen Gährungs-Processes zeigen sich auch in der politischen Gährung jetzt: In Frankreich ist die Zucker-Gährung; in Ungarn die saure Gährung, Alles Essig; bei uns ist die faule Gährung. Oberfaul! — sagt die Berliner.

\*.\* In den Zelten fanden mehre Volksversammlungen statt. In den Zeitungen, d. h. in der Bossischen und einigen andern Berliner Gesinnungsblättern, steht jetzt eine Art Recension über jene Zusammenkünfte, in solch niedrig schmähenden und schimpfenden Ausdrücken abgefaßt, wie man sie nur von einer gewissen Sorte von Theater-Referenten gewohnt ist. Wenn die Redner in jenen Zusammenkünften als junge Leute mit dem alten Bopse gegeißelt werden, so können sie diesen Vorwurf mit Ruhe hinnehmen, die Freiheit ist ewig jung, gebeugte Kagenbuckel dagegen sind ein Attribut des Alters! „Das Eigenthum ihrer besonnenen Mitbürger“ haben jedoch die

jungen Volksredner nicht „gefährden“ wollen, wie sich der saubere Zeitungsartikel ausdrückt. Wenn es kein anderes Mittel, als diese Lüge hatte, um Antipathien gegen jene hervorzurufen, so zeigt er dadurch den finstern Schleichweg, den er der für Wahrheit und Freiheit begeisterten Jugend gegenüber wandelt, die wohl wußte, daß jeder straffällige Laut sofort von Spähern aufgefangen und berichtet würde, und die doch den Muth hatte, ein freies Wort laut werden zu lassen. Und trotzdem, daß der beregte Artikel das gemeine Schimpfwort: Gesindel nicht verschmäht, haben doch die Redner so viel Bildung und Besonnenheit an den Tag gelegt, daß nicht ein Einziger konnte zur Untersuchung gezogen werden.

\*.\* Pfui, Pfui und nochmals Pfui über die Sklavennatur unserer Zeitungsfedern und ihre Augendienerei nach allen Seiten hin. Während sie auf der einen Seite Schusterjungen wie Hunde einfangen lassen, berichten sie auf der andern Seite von dem Tumulte, der am 12. März stattfand und wobei mehre Personen durch Militärwaffen verwundet wurden: „Beider wurden, wie es bei solchen Gelegenheiten nicht zu vermeiden ist, mehre Personen verwundet.“ — Wie zart, wie mild ausgedrückt! Damit nur ja nicht der Schein eines zu raschen, gewaltamen Einschreitens auf einen Soldaten falle! —

\*.\* Hört! Hört! Hört! Ein aufrichtiger Menschenfreund — so unterschreibt er sich selbst — spricht gegen die ganze Bevölkerung eines Landes in dem „Eingefandt“ einer Zeitung die Beleidigung aus, die Bevölkerung bestehe aus ungezogenen, läppi-

schen Kindern. Man höre die Worte dieses Menschenfreundes: „Wenn man Kindern nicht allen Willen thut, so weinen sie, zeigen sich boshaft, mürrisch und widerspenstig, thut man ihnen allen Willen, so werden sie unbedingt verzogen, und vergelten ihren Erziehern mit dem scheußlichsten Undank, daher mein unumstößlich fester Glaube: ein liebevoller Vater wird ungezwungen seinen Kindern freiwillig geben, was zeitgemäß ihnen dienlich und heilsam ist. Mögen diese Worte bei meinen lieben Mitbürgern in gegenwärtiger Zeit Eingang finden.“ — Der Besitzer der Zeitung, in welcher diese Worte zu lesen, ist ein Millionär, aber müßte er auch um das tägliche Brot arbeiten, er hätte eher sein Zeitungs-Privilegium aufgeben sollen, als unter seiner Verantwortlichkeit seine Mitbürger, die ihm zu seinen Schätzen verholten, so zu Elementarschülern herabsehen zu lassen!!! — — — Von dem Schreiber des Eingekandt ist nicht zu verlangen, daß sein Begriffsvermögen sich so hoch versteige, einzusehen, es sei größer, sich einen König von Männern zu nennen, die stolz ihm in's Auge schauen, als von unmündigen Kindern, die ihm winselnd zu Füßen kriechen.

\*.\* Ein Gast erzählte dem Banquiers Zwickauer bei Tische: Er wäre vor Kurzem bei dem Dichter Titus zum Mittagessen gewesen, und dieser hätte seinen Gästen eine köstliche Dithyrambe als Desert aufgetischt. Während ließ Zwickauer seinen Koch rufen und donnerte ihn an: „Ich zahle Dir ein so schweres Geld, warum hast Du mir noch keine Dithyrambe zubereitet?“

\*.\* Am Hamburgerthor wird ein Mann von Böllern angehalten, weil seine dicke Jacke Verdacht erregt. Man findet, daß sie mit einem viertel Centner Mehl wattirt ist. Auf dem Steueramte erklärt der Beschlagene verschlagen: Es ist Gesundheitsmehl, das mir zu tragen verordnet, um meine schwache Brust zu stärken.

\*.\* Bei einem Krawall wurde ein naseweiser Schusterjunge von einem Trupp Reiter verfolgt. Ein Carrikaturist hat diesen Akt auf einem Blatte verewigt: Vor einer Schaar reitender Krieger mit gespannten Flinten ein Schusterjunge, der ihnen eine Nase dreht. Darunter die Worte: Wenn der Muth in der Brust die Spannkraft übt.

\*.\* Welche Aufgabe ist den radikalen Schriftstellern gegeben, wenn bei Volksvertretung, Censurfreiheit und vollständiger Deffentlichkeit das wegfällt, um dessen Erlangung sie bis jetzt kämpfen mußten? — Die Aufgabe, das Volk zu erheben, die Masse zu lehren, daß Macht und Freiheit ohne Tugend und Liebe schneidende Waffen in Kinderhänden sind, und daß die Freiheit noch weit schwerer zu erhalten, als zu erringen ist. —

\*.\* Die Straßen-Excesse vom 13. bis 17. März trugen den Charakter einer sich selbst völlig unbewuß-

ten Aufregung. Es giebt hier eine große Klasse Menschen, die eine traurige Wahl zwischen Noth, Verbrechen und Sterben haben. Diese wollten das Letztere versuchen. Sie wußten, wie bald die Kugeln des Militärs sie erreichen würden, wenn sie die Straßen beunruhigten und die Soldaten verhöhnten. Man möchte die ganze Geschichte den schlechten Spaß einer Revolutionspielerei nennen, wenn nicht die Sache so traurig abgelaufen wäre, indem sie mehren völlig unschuldigen Menschen das Leben gekostet, und Manche, die ruhig ihres Weges nach Hause gehen wollten, von den säubernden Klingen der Soldaten verwundet wurden. Das Traurigste aber dürften die Nachwehen sein, da zu befürchten steht, daß während ganz Deutschland der Freiheit der Presse und der freiesten Volksentwicklung sich erfreut, man die Preußen, wie es ihnen die Berliner Zeitungen jetzt täglich einschärfen, als unmündige Kinder betrachten und ihnen nur sehr unbedeutende Concessionen, die sich jeden Augenblick wieder zurücknehmen lassen, gewähren wird.

\*.\* Während sonst täglich bei der Polizei zwischen 20—30 Diebstähle angemeldet werden, ist in den vier Tagen der Aufregung ein Pistol gestohlen worden. Das Volk stürmte durch die Straßen mit dem Ausruf: „Die Häuser auf! Das Eigenthum wird gesichert! — Der Magistrat jedoch war anderer Ansicht und ließ Placate an die Straßenecken anschlagen, die mit den Worten anfangen: „Da das Eigenthum der Bürger jetzt sehr gefährdet ist 2c. 2c. 2c.“

\*.\* Die Berliner haben lange gezögert, aber sie haben an Muth, Unererschrockenheit, Ausdauer, alle Völker übertroffen, die ihnen im Erringen ihrer Rechte vorausgingen. Die Tage des 18. und 19. März 1848 gehören zu den glorreichsten in den Annalen der Geschichte aller Völker! Vor Allen waren es die deutschen Studenten, denen der vollste Vorbeer der Tapferkeit gebührt.

\*.\* Am 20. März gab bereits das Königstädtische Theater eine Vorstellung zum Vortheil der Hinterbliebenen der Helden, welche für unsere Befreiung von geistiger Knechtschaft gefallen. Diese Benefiz-Vorstellung ist ein Werk des wackern Ober-Regisseurs Herrn Barthels, und daß die Frau Commissionsrätthin Gers, die Privat-Directorin, welche durch die Volks-Erhebung schon zwei Theater-Abende verlor, den Vorschlag ihres Ober-Regisseurs so rasch bewilligte, ist eine schöne That. Herr von Küstner hat dagegen, da er am Ende gar nicht mehr ausweichen konnte, eine Vorstellung zum Besten der Unglücklichen in Oberschlesien veranstaltet, um nicht einen Abend zu opfern, eine Extra-Mittags-Vorstellung an einem Sonntage gegeben, und zwar aus einem einaktigen Kogebue'schen

**Gelegenheitsstücke:** Die Unglücklichen, und einem Akte von Ferdinand Cortez bestehend. Diese ebenso geschmacklos, als für einen wohlthätigen Zweck armselig zusammengestellte Vorstellung zog gewiß nicht einen Menschen zur Wohlthätigkeit. Wer hinging, hätte wohl eben so gut sein Geld geschenkt, wenn im Bureau des Theaters eine Collette für die Schlesier angezeigt gewesen wäre. Das königliche Theater hätte noch immer nicht zu viel gethan, wenn es vier Wochen hintereinander allabendlich für die Oberschlesier gespielt; denn dieses himmelschreiende Elend verlangt vom Staate die übermäßigsten Anstrengungen zur Abhilfe, da es nie zu dieser Höhe hätte gelangen können, wenn eine freie Presse es hätte zur Deffentlichkeit bringen dürfen.

\*.\* Die Vorstellungen im Königsstädtischen Theater am 20. und 21. März, beide zum Vortheil der geblienen Bürgerhelden, wurden mit einem Prologe und folgendem Liede, beide von Pasler, eingeleitet:

Ich bin ein Deutscher, kennt Ihr meine Farben?  
Schwarz, roth und golden leuchten sie voran,  
Daß für die Freiheit meine Brüder starben,  
Zeigt, daß der Deutsche Held noch ist und Mann!

Die Deutschen Eichen rauschen,  
Kein Späher darf mehr lauschen!

∴ Aus froher Brust erklingt das frei Wort!  
Und Schimpf und Schande dem Gedankenmord! ∴

In schwarze Nacht ist Lüge jetzt begraben,  
Die Wahrheit ist der Menschheit Morgenroth,  
Jetzt wird die Welt die goldne Zeit erst haben,  
Da Mißtrau'n, Haß und feile Knechtschaft todt!

Die Deutschen Eichen rauschen,  
Kein Späher darf mehr lauschen!

∴ Die Waffe blüht in starker Bürgershand!  
Wie bist Du treu geschützt, mein Deutsches Land! ∴

Wir hatten fest! Wir sind nicht mehr gebunden:  
Doch trennt uns nichts in Bürger-Einigkeit!  
Der Noth und Arbeit winken Ruhestunden!

**Dem Menschenrechte unsern Bürgereid!**

Die Deutschen Eichen rauschen,  
Kein Späher darf mehr lauschen!

∴ Aus froher Brust erklinget frei und frank  
Des Deutschen Tages lauter Morgensang. ∴

**Dorpat.** Astronom Mädler ist Staatsrath geworden. Anderwärts werden auch oft Leute zu Staatsrathen ernannt, deren ganzer Sinn nur auf die Sterne gerichtet ist, die sie — an ihre Leibbrücke heften können.

**Dresden.** Dr. Prug geht, wie bekannt, nach Berlin, um durch die lebendige Macht des Wortes die dortige Bewegung zu leiten und das Saamenkorn der eigenen Begeisterung unter die Berliner zu streuen. Vielleicht betrachtet der dortige Correspondent für die Leipziger Zeitung Prug's Vorträge mit etwas hellerem, vorurtheilsfreierem Blicke als unser Dresdner, der aus

seiner philisterhaft krähwinkelerischen Anschauung nicht um eines Haares Breite herauskonnte.

\*.\* Warum, o Dresdner Censor, feierst Du am Abend des 22. März mit keinem Lämpchen den angebrochenen Tag der Geistesfreiheit? — Sah es denn so düster und wehklagend in Dir selbst aus, daß auch Deine Fenstern vielleicht die einzigen Hofrathsfenstern bleiben sollten, welche sich im Dunkel gefielen?

\*.\* Wie sich die Zeiten ändern! Dem Bernehmen nach ist Professor Biedermann mit einer Regierungsmission nach Berlin betraut und der neue Staatsminister Herr Oberländer zum Mitglied im hiesigen literarischen Museum vorgeschlagen worden.

**Europa.** Es ist ein Jahr der Nemesis! Die beiden Männer, die Völker ausaugen, geistig und körperlich entmannen wollen, sind, der eine hätte es nie für möglich gehalten, in ihrem Greisenalter als Opfer ihrer Thaten von ihren Höhen gestürzt worden: Louis Philipp, der Metternich der Franzosen, und Metternich, den man nicht den Louis Philipp Oesterreichs nennen kann, denn er hat nicht die geistige Begabung des ehemaligen Franzosenkönigs. Und gäbe es noch einen Tyrannen, der mit frechem Hohne und bornirtem Troze die Rechte seiner Völker zerträte, der mit frömmelnder Feigheit, und unter der Heuchlerlarve der Wahrheitsliebe, wo ihn die Furcht drängt, mit haltlosen Versprechungen hinhielte, gäbe es einen Solchen, er müßte auch der Gerechtigkeit verfallen, wenn er nicht etwa einer Schaar von Schergen und Sklaven auf den gebeugten Nacken tritt. — Aber es giebt wohl zur Ehre der Menschheit keinen Solchen!

**Hamburg.** Madonna — ist ein Schauspiel in fünf Akten betitelt, von Heinrich Bode, das zu den bedeutendsten Erscheinungen der dramatischen Literatur unserer Zeit zählt. Das Stück ist voll dramatischen Lebens, die Charaktere sind fest und scharf gezeichnet, die Sprache von edler Einfachheit, natürlich, gewandt in Form und Wendungen. Die Handlung des Stückes spannt durchweg, das Interesse steigert sich von Scene zu Scene, die Lösung ist befriedigend. Der Fehler des Haschens nach pikanten Einfällen, nach Schlagworten, Zeitanspielungen, ist dem Autor fremd, so sehr der Stoff auch dazu Gelegenheit an die Hand giebt. Die Sentenz, wo sie vorkommt, erscheint als aus der Handlung und der Stimmung des Handelnden nothwendig hervorgegangen; auf diese Weise gebührt ihr auch nur eine Stelle im Drama. An die berühmte Parabel zu Nathan dem Weisen erinnert folgende Stelle: Der Herr, welcher den Menschen diese schöne Erde verlieh, daß sie darauf glücklich sein sollten, wollte ihnen auch das Geheimniß der Glückseligkeit nicht vorenthalten, und damit sie es weder mißverstehen, noch vergessen könnten, so faßte er es ganz eng und klein zusam-

men, und nannte es Liebe. Aber dem Menschen schien das Wort zu geringfügig, zu unbedeutend für das große Geheimniß, welches es in sich barg, darum glaubten sie klug zu thun, wenn sie es augenfälliger machten, und verkleideten es mit allerlei Schnürkeln und Formeln, daß es größer, schöner, achtbarer erschiene. Aber sie versahen es nicht, daß sie das Wort damit überdeckten und es bald zu einer unverstandenen Hieroglyphe machten, die am Ende keiner mehr zu nennen und zu deuten wußte. Und so verloren die Menschen das Geheimniß, und das Wort ward ihnen ein aufrichtbares Götzenbild. Aber dem Herrn erbarmte ihre Blindheit und Verirrung. Er erleuchtete Männer, die erklärten das Wort und hinterließen ihren Jüngern die Weisheit, damit sie nicht auf's neue verloren gehe. Die Jünger aber einten sich nach dem Tode ihrer Meister, traten zusammen, verabredeten sich und sprachen: Uns allein ist die Weisheit der Erklärung gegeben, und wir wollen nicht dulden, daß jemand außer uns das Wort deute! — Und sie errichteten Schulen, die sie Tempel, Synagoge, Moschee nannten, darin hängten sie die Hieroglyphe auf, und befahlen: Nur wie wir lehren ist Wahrheit, und Alles übrige verdammt! — Weil sie aber selber den Meister nicht recht begriffen hatten, so deuteten sie nicht das Wort, sondern die Schnürkeln; der Sinn der Hieroglyphe war auf's neue verloren. — Wir haben unsere Tempel so sehr mit Sinnbildern und Zierrathen des Wortes erfüllt, daß sie endlich der Uberglaube für das Wort selber nahm; die besser erkannten stießen sich daran, und verließen den Tempel, einzig und allein mit sich nahmen sie das Wort des Geheimnisses, den Sinn der Hieroglyphe, die Liebe.

**Heidelberg.** Erschütternde Worte schrieb Ludwig Boerne 1828 über das Universitätsleben in Deutschland. Im letzten Bande seiner nachgelassenen Schriften heißt es Seite 53: Der Geist, der König der Natur, wird wie ein wildes Thier eingesperrt und so lange erzogen und geprügelt, bis er zahm wird wie ein Schäfchen; dann giebt man ihn frei. Man duldet gern die Raufereien und Zweikämpfe der Studenten, und man würde die Universitätsrichter mit Ungnade und Absetzung bestrafen, die die Gesetze in Anwendung zu bringen und die Zweikämpfe streng zu bestrafen sich gelüsten ließen. Die rothen, grünen, blauen Pfeifentrobden der Studenten, meinen die hochweisen Staatskünstler, verbürgen die Ruhe des Landes. Man will, alle Seelenkraft der jungen Leute solle vergeudet werden in Ausbrüchen roher Lust, alles Freiheitsgefühl solle abgestumpft werden in Mißhandlung friedlicher Bürger, jedes angeborne Gefühl der Widerstreben gegen Ungerechtigkeit solle sich abmatten in Widerstreben gegen Recht, Ordnung und Sittlichkeit während einiger Jahre — damit sie Alle, welche der Entnervung der Bücherweisheit widerstanden und nicht hypochondrisch geworden, des rohen Unfugs müde, recht

matt und schwach in die bürgerliche Gesellschaft treten, und als geduldige Esel die Mehlsäcke des Staates tragen oder die Räder der Regierung treiben; die schmiegsamen adligen Hofmeister, die Turteltauben-Candidaten, die fromm um jeden Consistorialrath gurren, die kammerherrlichen Referendaire und Actuare, die Coriolans-Affen, die ihre Verwaltungsgehörigen mit Troß und Strenge beherrschen — das waren einst alle wilde Burschen, die ihren Philister betrogen und verhöhnt, die Nasen und Ohren genug abgehauen, die Schmarren im Gesicht zeigen, die geheimnißvolle Pfeifentrobden getragen, die, um dem akademischen Senate zu trotzen, einst wie das römische Volk ausgezogen, die wohl auch ihren Mann erstochen und, von Schillers Räubern begeistert, in die Wälder gezogen sind, und den Landleuten ihr Brot und ihren Speck abgedroht haben. Warum den Universitäten eine eigene Gerichtsbarkeit? Liegt denn etwas in der Wissenschaft, das die Jünglinge, welche sie pflegen, zu größeren Ausschweifungen und leichter dazu antreibt, als junge Leute anderer Beschäftigungen, und die darum größere Rücksicht verdienen und einer eigenen gelinden Gesetzgebung bedürfen? Der Uebermuth der Studenten, das Ansehen, das einzelne derselben über die Masse durch ausgezeichnete Kohheit erlangen, die Unanständigkeit ihrer Freuden, die Gemeinheit ihres jugendlichen Muthwillens, der Stolz und die Verachtung, mit welcher sie auf den Bürgerstand herabsehen, ist denn das Alles dem Gedeihen der Studien so förderlich, daß man aus Sorge und Liebe für diese es den jungen Leuten nachsieht? Oder will man vielleicht, daß sie durch Kohheit vom Bürgerstande geschieden bleiben, damit die Wissenschaft ja nicht in's Leben übergehe, daß ja nicht diese edle, so leicht entzündende Begeisterung gutgearteter Jünglinge die dürren Philister ergreife? Oder will man vielleicht, daß sie den Bürgerstand mit Verachtung behandeln, damit sie sich darin üben, weil sie einst als Männer sie beamten sollen, oder will man vielleicht, daß Akademiker bürgerlicher Abkunft sich jeder feinen Zucht, sich guter Sitte und gefälligen Betragens entwöhnen, damit sie hinter adeligen Studenten, die Hofmeister und freundliche Aufnahme in den Familien der Professoren vor dem höheren Grad der Kohheit bewahren, frühzeitig zurückbleibe, daß sie, ihrer Ungezogenheit sich bewußt, einst recht häuerisch, oder spießbürgerlich blöde und demüthig vor ihnen stehen, und ohne Muth zur Mitbewerbung ihren Vorrang und Sieg überlassen. Menschen, bestimmt, auf die Gemeinde durch das Wort, sei es gesprochen oder geschrieben, zu wirken, verlernen das Wort, entwöhnen sich jeder gefälligen Sitte, durch welche man das Gute schön macht und ihm Eingang verschafft, und kömmt dann die Zeit, daß sie lehren, daß sie überreden sollen, verstummen sie, und üben Troß und Gewalt, die einzige Waffe, in welcher sie sich geübt. Das Pulver männlicher Kraft, womit sie einst Zwingburgen, altes Gemäuer, wegheimmende Felsen

sprengen sollen, haben sie verpufft in nichtswürdigen kindischen Feuerwerken, und kommt dann die Zeit des Handelns und der edeln Widerstrebung, stehen sie wie die Schulbuben und entwaffnet da, gehen jedem Hindernisse aus dem Wege, und Rom und Griechenland im Kopfe, haben sie die Feigheit eines Pastors Schmelze im Herzen, und aus Furcht zu fürchten, bleiben sie so fern von jeder Gefahr, daß sie es nicht einmal bis zum Sittern bringen. — — Lebte der große Boerne noch, welche Genugthuung würde es ihm gewähren, daß jetzt an vielen Universitäten der Antrag auf Abschaffung dieser erimirten Gerichtsbarkeit von Studenten selbst gestellt wird.

**Königsberg.** Der Professor der Chemie, Dr. Dulk, hat die Frage: „In welches Jahr fällt die Vernichtung des Menschengeschlechts auf der Erde?“ dahin beantwortet, daß nach 2,600,000 Jahren das nothwendigste Existenzmittel, der Sauerstoff, vollständig absorbiert sein werde.

**London.** Bei den vielen Demonstrationen und Petitionen, die jetzt in Deutschland an der Tagesordnung, ist fast keine einzige, welche für dieses Land auf das große Privatrecht jedes Engländers besondere Rücksicht nimmt, auf die persönliche Freiheit. Wie groß die englische Nation aber auch durch dieses Besitztum, so zeigt sich doch, wie selbst die größten menschlichen Sogungen von einem Anhängsel jämmerlicher Gebrechlichkeit nicht frei sind. Der Engländer, dem nur das Gesetz an den Leib darf, kann, weil er einer schwächeren Nation angehört, die, trotz ihres frommen Christenthums, den Götzen des goldenen Kalbes anbetet, von dem habgierigen und haßgierigen gemeinen Gläubiger um die geringste Schuld lebenslänglich seiner persönlichen Freiheit beraubt werden. So lange aber das Höchste, die persönliche Freiheit, Sklavin des Gemeinsten, des Mammons, von Rechts wegen werden kann, ist ihre Heiligkeit nicht anerkannt, wird Gotteslästerung gegen sie verübt, denn daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, beruht darin, daß nur dem Menschen vor allen andern Geschöpfen das Großgefühl der Freiheit gegeben ist. Hören wir, was England an seinem Rechte der persönlichen Freiheit hat, um einzusehen, wie schroff dagegen das Schuldengesetz als hohnlachende Fratze auftritt: Schon in der magna charta, der Grundlage aller Freiheitsrechte der Engländer, die sie im Jahre 1215 dem Könige Johann abnötigten, die sein Sohn und Nachfolger Heinrich III. am 11. Februar 1224 erweiterte, und die der erste Eduard Anno 1300 bestätigte, heißt es im Artikel 29: „Kein Freier soll verhaftet, eingekerkert, seines Lehngutes, seiner Freiheit oder hergebrachten Rechte entsetzt, in die Acht erklärt, aus dem Lande gewiesen, oder auf irgend eine Art in Verderben gebracht werden; wir wollen auch unsere Macht nicht gegen ihn brauchen, noch brauchen lassen (nec super

eum ibimus, nec super eum mittemus) als nach gesetzmäßigem Urtheil seiner Standesgenossen, oder nach dem Rechte des Landes.“ Auf die magna charta stützt sich die Habeas-corporis-Acte, das wirksamste Schuzmittel der persönlichen Freiheit gegen ungesetzliche Verhaftung. In der denkwürdigen Erklärung des Parlaments vom 7. März 1627, der Petition of rights, weil sie die allgemeinen Freiheitsrechte der Engländer rechtskräftig feststellt, wird ausgesprochen, daß kein freier Mann verhaftet oder gefangen werden solle, ohne Angabe der Ursache, die vor der Verhaftung von dem Ankläger beschworen werden muß, und daß er hierauf, der Verhaftsbefehl (Warrant), erlassen werden könne. Die willkürliche Regierung des Louis Quinze von England, Karls X., machte noch schärfere Bestimmungen nöthig, bis endlich 1679 eine gegen einen geringen Menschen verübte Gewaltthat die eigentliche glorreiche Habeas-corporis-Acte, die zweite größere magna-charta der englischen Civilisation in's Leben rief. In ihr ist die Art und Weise, wie man einen Habeas corpus erhalten kann, so deutlich und klar bestimmt, so fest begründet, daß, so lange dieses Gesetz besteht, kein englischer Unterthan im Gefängnisse gehalten werden kann, außer in den Fällen, die von dem Gesetze selbst gerechtfertigt werden. Gegen diejenigen, welche den Vorschriften des Habeas corpus zuwider handeln, als Richter, Beamte und Gefängnißaufseher, sind die nachdrücklichsten Strafen verhängt, woselbst selbst nicht der König und kein Befehl eines höhern Gerichtshofes zu schützen vermag. In diesem Schuze, den in England der Bettler mit dem reichsten Bankier theilt, den der Bagabond gemeinschaftlich mit dem Pair genießt, in dieser Achtung vor der Menschenwürde liegt das, von allen Fremden angestaunte Geheimniß der Erhebung des Gefühls in der englischen Nation und ihrer Ehrfurcht vor dem Gesetze. Der Britte kann mit Recht stolz sein auf ein Land, das so Großes aus ihm macht. Der englische wie der amerikanische Constable ist unbewaffnet — ein kurzer Stab ist sein gewaltiges Zepter. —

\* \* Der Pietismus veranlaßt mitunter seltsame Auftritte. Neulich berief sich ein vor Gericht stehender Methodist auf zwei Engel, die ihm im Traume erschienen wären. Der Richter, welcher die Zeugen verhörte, antwortete kaltblütig: Laßt sie vortreten!

**Mannheim.** Max Walbau weicht dieser Stadt eine seiner Canzonen:

Wahrhaftig, wie des Sonntags zur Parade,  
So stehen aufmarschirt die Häusermassen,  
Getüncht, gepußt, und zierlich Zeil' um Zeile;  
Es ist, als wenn das Leben sie verlassen,  
Sogar der alte Vater Rhein wird fade,  
Er langweilt und hat selber Langeweile.  
Auf eine halbe Meile  
Sieht man Verwaiste stehn und mächtig gähnen;  
Was ist zu thun? — so hört man sinnig fragen.

Ich weiß es nicht zu sagen!  
So brummt ein Feder zwischen seinen Zähnen.  
Sieht man zehn Menschen durch die Straßen rennen,  
Bei Gott, man muß es einen Auflauf nennen.

**Paris.** Gremieux antwortete auf eine Rede Herweghs, bei Ueberreichung der deutschen Adresse an die provisorische Regierung der Republik: Deutschland überstürzt sich nicht, aber es geht vorwärts (Stellenweise sehr besonnen!) und wenn es einmal auf diesem Wege ist, so erreicht es auch sein Ziel. — Von dem Tage an, wo alle Völker einsehen werden, daß sie Brüder sind, wird es nur eine einzige Republik auf Erden geben, und nur der eine Ruf erschallen: Es lebe die Freiheit! — Wer ist am meisten hindertlich, daß die Völker nicht zu dieser Einsicht kommen? — Die Pfaffen aller Religionen. —

**Petersburg.** Die vier Heiligen des russischen Kalenders sind: Wjera (der Glaube), Ljadow (die Liebe), Nudjedschda (die Hoffnung), Sofia (die Weisheit), Mutter der Dreien.

**Wesib.** Der Jude Solitscher hat binnen vierzehn Tagen 40,000 fl. C. M. zu milden Spenden verwendet, und fährt damit unermüdet fort.

**Straßburg.** Aus einer bereits vor mehreren Jahren erschienenen Sammlung satyrischer Gedichte, Die Censoriade, von W. Th. Schring:

Könnst' ich mit dem Hauch des Frühlings  
Blumen wecken im Gesicht:  
Wollt' ich eine Blume schaffen  
An dem Fuß des Rabensteines,  
Wie die Nacht so schwarz und schaurig,  
Wie ein Dolch so rachebligend,  
Stinkend, wie wenn Pech und Schwefel  
Qualmen aus dem Höllenpfuhl.  
Jedem Censor gäb' ich eine  
Zur Erinnerung in sein Stammbuch,  
Und die Blume wollt' ich nennen:  
Das Vergißmeinnicht des Hasses,  
Oder die Censorenblume. —

**Wien.** In einem gehaltvollen Werke: Sybillinische Bücher aus Oestreich, heißt es: Nichts ist in Geist und Haltung einem Jesuiten ähnlicher, als ein östreichischer Beamter der höhern Kategorie, und nichts in der Welt sieht einem solchen Beamten mehr gleich, als eben ein Jesuit, denn beide werden nach gleichen Principien erzogen, beide haben sich formell unverantwortlich zu machen gewußt hinter den Falten der mentalen Reservation und durch das Gaukelspiel ihrer eigenen Controle, und beide streben nach Herrschaft! Wenn auch dieser jesuitische Geist, auf allen Abstufungen der Gesellschaft lastend, hier bürgerlichen Nihilismus, dort Negativität der Gesinnung erzeugend, anderswo als erschlaffende Linctur oder als religiöser Schrecken wirkend, einerseits gewisse Formen des Staats- und Regierungswesens mit einer Kruste überzieht, wie der Sauerstoff die Metalle, und ihnen Schutz verleiht, so agirt er doch andererseits, gerade wie dieses chemische Element, auflösend und zerstörend auf die organische Faser des Staatslebens. Eine solche Richtung wäre

trefflich, könnte man Staaten bloß dadurch erhalten, indem man sie durch einen galvanoplastischen Proceß metallisirt, wenn ihr Wesen bios aus Formen bestünde. Aber die organische Faser des Staates bildet das Volk, das ungehäbige, das geistige Rechte und Bedürfnisse hat, und diese um so gewisser und unwiderstehlicher fordert, je länger, je härter sie ihm vorenthalten wurden. Seitdem sich dieser Geist in die Militärverwaltung durch Vervielfältigung der Civilt- (Zuviel-) Controle eingeschlichen und ein System, hier der Ausbiegung, dort der Ueberwachung, hier des Deckens durch die Form, dort der Connivenz, zuletzt des Spieles unter einer Decke und sonach das größte aller Uebel für thätig sein sollende, selbstbestimmende Organismen, Nichtsthuererei, d. i. Schlandrian, aus Furcht vor Verantwortlichkeit erzeugt hat, seitdem ist es auch mit dem Geist der Offiziere vorbei. Der Jesuitismus der Erziehung und der Angewöhnung des ganzen Systems hat den höhern Offizier an seiner innersten Herzwurzel verwundet, an dem franken, freien, kecken, unbesorgten Muth des Soldaten. Diese Mutter söhne der Verantwortlichkeit, wohin sollen sie sich im Felde wenden, wo es keine Protokolle wie über Wetterschäden in den Kasernen aufzunehmen giebt? Eine sichere Stellung in der Ferne nehmen, zu Allem zu spät kommen, muß sich ihnen als das Klügste darstellen, um des süßen Genusses im Frieden nicht beraubt zu werden, daß sie, die alten Müscadios, im Schilde des schlachtendräuenden Mars statt eines Spiegels mit sich selbst kokettiren können. — Der Staat gleicht einem schweren Wagen, der über die Wege der Zeit zu schaffen ist, an ihm das Volk als Gaul vorgespannt. Der Kutscher sind Regent und Ministerium, Peitsche und Zaum sind die Gesetze. Jungen und gewandten Zügelhänden wird auch ein kräftig feuriges Rosß willkommen sein; nur schwache, faule, furchtsame Kutscher werden einen geschundenen Gaul, eine Mähre, vorziehen. Mit dieser geht's dann wohl auf den glatten Wegen, aber langsam nur, und die besser Bespannten fahren vor, die über den nützlichen Dienst ihrer muthigen edeln Thiere der Capriolen und Seitensprünge vergessen. Aber auf den holprigen und schlechten Wegen, da bleibt dann der Mähre Kraft und Athem aus — sie wird noch aus Schwäche stüßig, und der Wagen steckt. — So ist's mit der Monarchie. Wie kann nun diese bei einem Systeme gut fahren, das aus dem edeln Rosse „Volk“ einen elenden Gaul macht? —

\* \* Wir haben nicht auf die Preußen gewißelt, wie diese auf uns, doch wir haben — Constitution und Pressfreiheit errungen, und unsere Zeitungen sind nicht voll von eingesandten absurden Speichelleckereien gegen den Herrscher, durch welche selbst der Mensch im Regersklaven entwürdigt würde, der sich von der über ihn verhängten Peitsche dadurch losbetteln wollte; — wie wir sie jetzt täglich in Menge in den düstern Spalten der Bossischen und Spenerschen Zeitung finden. Verhöhn'ten uns die Preußen sonst mit dem Riede: Immer langsam voran, daß die östreichische Landwehr auch nachkommen kann! — so singen wir jetzt ganz gemüthlich: Immer kriechend voran, immer kriechend voran, daß der preußische Fortschritt auch nachkommen kann! —

J. Lasker.

Druck von Carl Ramming  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.

Em. 67. 200